

Simonetta Sommaruga, Bill Cosby, Hans-Ueli Vogt, Valentina Lisitsa

Nummer 49 – 4. Dezember 2014 – 82. Jahrgang
Fr. 8.50 (inkl. MwSt.) – Euro 6.90

DIE WELTWOCH



Die Giacomettis

Berge, Kunst und Wahnsinn: Die Saga einer legendären Schweizer Familie.
Von Rico Bandle

«Selbstmord ist Befreiung»

Die Lebensbilanz des bedeutenden Schweizer Philosophen *Hans Saner*

F O L L O W Y O U R O W N S T A R



the Rolling Stones

EL PRIMERO CHRONOMASTER 1969
TRIBUTE TO THE ROLLING STONES



★
ZENITH
SWISS WATCH MANUFACTURE
SINCE 1865



Wenn Sie hier geschäften,
sollten Sie einen unserer
6 Standorte in der Schweiz besuchen.

Mittelstandsbank. Die Bank für KMUs.

Ganz gleich, ob Sie mit Asien, Europa oder Amerika geschäften – als exportorientiertes Unternehmen haben Sie spezielle Anforderungen an Ihre Bank. Verlassen Sie sich auf das umfassende Know-how einer starken, weltweit vertretenen Bank mit 140 Jahren Expertise und 100000 betreuten Firmenkunden. Neu bieten wir Ihnen auch in der Schweiz über Ihre gesamte Wertschöpfungskette konkrete Optimierungsmöglichkeiten in allen Phasen der Zusammenarbeit: von den ersten Verkaufsverhandlungen bis zum Zahlungseingang.

Lernen Sie uns kennen. Weitere Informationen, auch zu unseren 6 Standorten in der Schweiz:
www.commerzbank.ch

COMMERZBANK 

Die Bank an Ihrer Seite

Intern

Der Philosoph Hans Saner gehört zu den wortstärksten Kritikern der Schweiz, der auch schon die Auflösung des Landes gefordert hat. Als Chefredaktor Roger Köppel und Kulturredaktor Rico Bandle ihn anlässlich seines 80. Geburtstag in Basel besuchten, bereitete er ihnen einen ausserordentlich warmen Empfang. Der Philosoph führte sie durch seine Arbeitszimmer voller Bücher, zeigte ihnen stolz die Aquarelle des grossen deutschen Philosophen Karl Jas-



Plädoyer für die Sterbehilfe: Philosoph Saner.

pers, dessen persönlicher Assistent er während sieben Jahren war. Beim anschliessenden Gespräch, war die Politik ein untergeordnetes Thema. Saner gab in einem zwei Stunden dauernden Gespräch einen faszinierenden Einblick in seine Lebens- und Denkwelt. Vor allem aber hielt er ein fulminantes Plädoyer für die Sterbehilfe. Die Möglichkeit zum Suizid mache die Menschen frei. Ihm persönlich helfe sie, seine Heiterkeit zu bewahren. Seite 28

Wer glaubt, dass alle Schweizer Diplomaten steif und geschniegelt daherkommen, kennt Nicolas Bideau nicht. Knappes, modisches Sakko über zerknitterten Jeans – der Chef von «Präsenz Schweiz» ist die Verkörperung einer lässig-eleganten Schweiz. Das passt zu seiner Aufgabe, schliesslich muss er die Eidgenossenschaft in aller Welt möglichst positiv verkaufen. Als er sich auf den Weg zum Fototermin für die *Weltwoche* macht, wird er allerdings unruhig: Ein Pin muss her – eine Anstecknadel mit dem Schweizerkreuz. Erst als sie fest am Revers steckt, tritt er vor das Objektiv. Leider fiel es dann dem Layout des Heftes zum Opfer. Seite 34

Die Debatte um Sozialhilfe und Sozialstaat wird aktuell wieder heiss geführt. Besonders kristallisiert sie sich rund um die Zürcher FDP-Politikerin Linda Camenisch, die als «Hardlinerin», «Totengräberin» des Sozialgedankens oder als «asozial» bezeichnet wird. *Weltwoche*-Philipp Gut wollte es genauer wissen. Er traf eine zierliche, weltoffene Frau mit frischen Ideen. Als Gut in Anzug und Krawatte das Gebäude in Wallisellen betrat, wo Camenisch als Gemeinderätin amtiert, wurde er sofort freundlich gefragt, ob er die Prämienverbilligung abholen wolle. Soziale Kälte sieht anders aus. Seite 24

Einfahrt des TGV in Paris, Gare de Lyon. «Bravo! Bravo!», entlädt sich am Ende des Perrons ein Begeisterungssturm. Plötzlich verstummt die Menge. Es erklingt Beethovens «Appassionata». Am Klavier – gestiftet von der Stadt Paris, um Passanten zu spontanem Spiel anzuregen – sitzt Valentina Lisitsa, hochgewachsen, blond, mit orangem Schal. «Virtuosin des Volkes» wird die ukrainische Pianistin genannt, weil sie ihre Kunst nicht der Konzertsaal-Elite vorbehält, sondern via Youtube mit der ganzen Welt teilt. Lisitsa hat das Klassik-Establishment auf den Kopf gestellt. Achtzig Millionen haben im Netz ihre Interpretationen von Rachmaninow, Liszt, Chopin, Schubert oder Schumann angeklickt. Nach dem spontanen Begrüssungskonzert im Bahnhof schilderte sie Urs Gehrig, wie es zu der Internetrevolution gekommen ist. «Angefangen hat alles mit einer Geschichte aus 1001 Nacht», sagte Lisitsa beim Bummel um die Bastille, «und mit einem Küchenmixer.» Seite 62

Letzten Freitagabend wurde unsere Website www.weltwoche.ch und damit auch die App von Unbekannten attackiert und lahmgelegt. Für den Unterbruch entschuldigen wir uns.

Ihre Weltwoche

Nachfolge planen.

LGT. Ihr Partner für Generationen.
LGT Bank (Schweiz) AG, 044 250 81 81

www.lgt.ch



Private
Banking

Impressum

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG,
Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich
Die Weltwoche erscheint donnerstags

Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69,
E-Mail: redaktion@weltwoche.ch
E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch
Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07,
E-Mail: verlag@weltwoche.ch

Internet: www.weltwoche.ch

Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91
E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch
Jahresabonnement Inland Fr. 283.– (inkl. MwSt.)
Probeabonnement Inland Fr. 40.– (inkl. MwSt.)
Weitere Angebote für In- und Ausland unter
www.weltwoche.ch/abo
E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch

Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)
Verleger und Chefredaktor: Roger Köppel
Stv. Chefredaktor: Philipp Gut (Leitung Inland)
Produktionschef: Lukas Egli

Redaktion:
Rico Bandle (Leitung Kultur), Alex Baur,
Urs Gehrig, Wolfgang Koydl,
Alex Reichmuth, Markus Schär,
Florian Schwab, Mark van Huisseling

Redaktionelle Mitarbeiter:
Miroslav Barták, Peter Bodenmann,
Silvio Borner, Henryk M. Broder,
Peter Hartmann, Pierre Heumann,
Peter Holenstein, Hansrudolf Kamer,
Peter Keller, Wolfram Knorr,
Tom Kummer, Christoph Landolt,
Dirk Maxeiner, Christoph Mörgeli,
Franziska K. Müller, Daniele Muscionico,
Deborah Neufeld, Daniela Niederberger,
Kurt Pelda, Peter Rüedi, Kurt Schiltknecht,
Beatrice Schlag (Los Angeles),
David Schnapp, Hildegard Schwaninger,
Martin Spieler, Sacha Verna (New York),
Sami Yousafzai (Pakistan/Afghanistan),
Kurt W. Zimmermann

Produktion: Benjamin Bögli, Roy Spring
Bildredaktion: Laura Kolodziej (Leitung),
Simon Keller, Martin Kappler (Assistent)
Layout: Daniel Eggspühler (Leitung), Silvia Ramsay
Korrektorat: Cornelia Bernegger und
Rita Kempter (Leitung), Viola Antunovits,
Sandra Noser, Gregor Szyndler,
Dieter Zwicky
Sekretariat: Miriam Schoch (Leitung),
Inga-Maj Hojaij-Huber

Marketing: Guido Bertuzzi (Leitung)
Anzeigenverkauf: Stephan Schwab (Leitung),
Fabian Keller, Brita Vassalli
Anzeigeninendienst: Samuel Hofmann (Leitung)
Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07
E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch
Online-Vermarktung: Adextra
Tarife und Buchungen: info@adextra.ch
Druck: Ziegler Druck, Winterthur

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.
Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier, das aus 100 % Altpapier hergestellt wird. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

Shortcut: Mit dem iPhone *Weltwoche*-Artikel empfehlen und aufbewahren sowie Zusatzinhalte entdecken. www.weltwoche.ch/shortcut





Eigentlich verkaufen und reparieren
wir Uhren. Manchmal darf's für unsere
Kunden auch etwas mehr sein.

**Vielen Dank
für Ihre Treue**

René Beyer
René Beyer

BEYER

Alle Zeit der Welt seit 1760

Beyer · Uhren & Juwelen
Bahnhofstrasse 31 · 8001 Zürich · Tel +41 (0)43 344 63 63 · beyer-ch.com

Patek Philippe · Rolex · A. Lange & Söhne · Breguet · Jaeger-LeCoultre · Hublot · Breitling · Cartier
Chopard · Baume & Mercier · IWC Schaffhausen · Tudor · Jaquet Droz · Wellendorff

Von Gurlitt bis Globke

Kann man eine Nazi-Sammlung übernehmen, ohne braun zu werden? Von Roger Köppel

Die Frage ist moralisch brisant: Kann man aus verseuchten Quellen fischen, ohne sich dabei schmutzig zu machen? Kann man den Fünfer und das Weggli haben? Das Kunstmuseum Bern glaubt, das Kunststück fertigzubringen. Feierlich hat man sich bereit erklärt, die berühmte Sammlung des deutschen Kunsthändlers Hildebrand Gurlitt als Erbgeschenk von dessen Sohn Cornelius anzunehmen. Das ist insofern brisant, als Gurlitt nachweislich zu den prominentesten Kunsthändlern der Nationalsozialisten gehörte und beim Erwerb seiner imposanten Sammlung jahrelang auch vom Elend jüdischer Familien profitierte, denen Kunstwerke entweder gestohlen oder in Notverkäufen entwunden wurden. Gurlitt war an vorderster Front dabei.

Für die Leitung des Berner Kunstmuseums ist klar, dass man Bilder aus vergifteter Herkunft «niemals» akzeptieren würde. Nur der nach heutiger Auffassung legal und ordentlich beschaffte Teil der Gurlitt-Sammlung soll in der Schweiz dem Publikum gezeigt werden. Museumsdirektor Matthias Frehner beteuerte in einem Interview mit der *NZZ am Sonntag* geradezu treuherzig: «Unsere Grundmaxime war, dass wir im Kunstmuseum Bern keine Raubkunst haben. Wir hatten nie welche und würden niemals welche annehmen. Wir brauchen klare Provenienzen.» Aus dem Zitat spricht der Wille, die heikle Transaktion moralisch unangreifbar abzuwickeln. Das Kunstmuseum Bern möchte trotz Gurlitts Verstrickungen fleckenlos bleiben, indem es den Kunstverbrecher fein säuberlich von seinen Verbrechen trennt. Schön. Lobenswert. Aber geht das?

Es geht nicht. Entweder die Moral gilt, oder sie gilt eben nicht. Verwerflich bleibt verwerflich. Gurlitt bleibt Gurlitt. Da hilft auch eine biografische Aufspaltung des Kunsträubers in eine vor-, nach- und nationalsozialistische Phase nicht über das moralische Dilemma hinweg. Er bleibt derselbe Mensch. Es macht seine Kunstsammlung auch nicht besser, wenn man die mutmasslich verseuchten Elemente identifiziert und hygienisch einwandfrei herauszuschneiden meint. Verbrechen haben die unangenehme Eigenschaft, auf die ganze Person und ihre Umgebung abzustrahlen. Sie kontaminieren alles, was sie berührt. Gurlitt könnte – nur ein Beispiel – mit dem Geld, das er aus dem Verkauf geraubter Bilder erzielte,



«Moral ohne Konsequenz ist Doppelmoral.»

andere Bilder legal erworben haben. Will man hier wirklich spitzfingrig in einem Erbe wühlen, das mit blutigen Händen gerafft wurde?

Nein. Entweder man lässt gegenüber dem ganzen Gurlitt die Gnade des Vergessens walten, oder aber man lässt die Finger ganz davon. Die Berner Museumsleiter geben sich Illusionen hin. Einerseits sind sie scharf auf die skandalträchtig elektrisierende Erbschaft aus Deutschland. Auf der anderen Seite markieren sie die Gutmenschen und Bedenkenräger, die auf keinen Fall den Eindruck erwecken möchten, dass sie von den dunklen Zeiten profitieren wollen. Man berauscht sich am bösen Zauber der Gurlitt-Kunst und gleichzeitig an der



eigenen eingebildeten moralischen Unbeflecktheit. Irgendwo, fast unbemerkt nagt das schlechte Gewissen. Im Grunde ist es allen klar: Die Berner hätten das auf dem Silbertablett so appetitlich dargereichte Geschenk höflich zurückweisen müssen. Man kann eine Gurlitt-Sammlung nicht annehmen, ohne selber braun zu werden.

Anything goes, alles ist möglich. Das war in der Schweiz nicht immer so. Der bedeutende Winterthurer Kunstsammler Oskar Reinhard (1885–1965) machte es besser als seine nachgeborenen Berner Kollegen. Er merkte frühzeitig, mit wem er sich einlassen durfte und mit wem nicht. Angebote aus schummrigen Gefilden lehnte er ab. Er zahlte faire Marktpreise und verzichtete darauf, die Notlage von Vorbesitzern zum persönlichen Vorteil auszunützen. An Möglichkeiten dürfte es dem wohlhabenden Mäzen und Kunstfreund in den unheilvollen Zeiten nicht gemangelt haben. Versuchungen gab es genug. Weil Reinhardt seine moralischen Ansprüche ernst und Opfer in Kauf nahm, wirkt sein Vorbild nach. Das war anstrengender, aber konsequent.

Noch interessanter ist der Fall des früheren deutschen Spitzenpolitikers Hans Globke (1898–1973). Globke war der Bürochef des ersten deutschen Nachkriegskanzlers Konrad Adenauer. Es war allgemein bekannt, dass der Jurist Globke unter den Nationalsozialisten an der Verfassung der antijüdischen Nürnberger Rassengesetze beteiligt war. Machiavellist Adenauer stellte Globke trotzdem ein, denn er wusste, dass ihm der politisch schwer Kompromittierte treu ergeben sein würde. Ohne Adenauer hätte Globke seine Positionen nicht halten können. Für seine jahrelangen, offenbar einwandfreien Leistungen wurde er sogar mit mehreren deutschen und internationalen Verdienstorden geehrt. Man mag Adenauer seine Personalwahl vorwerfen, aber er stand ganz offen dazu, dass er einen früheren Helfer Hitlers aus Nützlichkeitsgründen in unmittelbarer Nähe beschäftigte.

Nach seiner Pensionierung wollte Globke in die Schweiz auswandern, um einen geruh-samen Lebensabend zu verbringen. Die Eidgenossenschaft freilich legte beim Ex-Politiker strengere Kriterien an als das Kunstmuseum Bern heute gegen Gurlitts Sammlung. Dem vom Nationalsozialismus längst geläuterten ehemaligen Kanzleramtschef der Bundesrepublik wurde als «unerwünschtem Ausländer» die Einreise verweigert. Die Schweiz stellte sich auf den Standpunkt, dass der frühere und der spätere Globke eine unzertrennliche Einheit bildeten. Mit dem Autor der Rassengesetze wollte man nichts, aber auch gar nichts zu tun haben. Das mag aus heutiger Sicht übertrieben konsequent moralisch wirken. Aber eben: Moral ist konsequent. Und Moral ohne Konsequenz ist Doppelmoral.



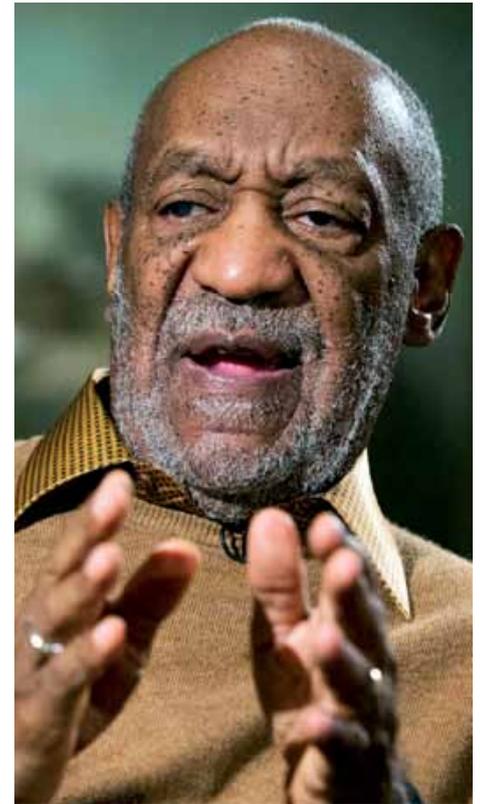
Aha-Erlebnis: Hans-Ueli Vogt. Seite 38



Kompliziert: Trierweiler, Hollande. Seite 50



Mohammed und der Koran: Seite 37



«America's Dad»: Bill Cosby. Seite 48

Kommentare & Analysen

- 5 **Editorial**
- 11 **Kommentar** Doris Fiala zur Frauenquote
- 11 **Im Auge** Carolina Kostner, Eiskunstläuferin
- 12 **Bilaterale** Zwei Millionen Gründe
- 13 **Personenkontrolle** Hohler, Quellet, Ritzmann, Mörgeli etc.
- 13 **Nachruf** Sabah, Sängerin
- 14 **Die Deutschen** Der Wegweiser
- 14 **Wirtschaft** Die Prozent-Polizei
- 17 **Ausland** Ein bequemer Sündenbock
- 18 **Mörgeli** Bedauern mit Paul Scherrer
- 18 **Bodenmann** Marignano, Schwarzenbach, Ebola
- 19 **Medien** Die Süsse der Schwärze
- 19 **Gesellschaft** Wassermelonen
- 20 **Leserbriefe/** Gegenrede

Hintergrund

22 Jubiläum der Vernebelung

Kein Gehör für die Kritik am Gerichtshof in Strassburg

24 Sieht so ein Teufel aus?

Die Ansichten der Zürcher FDP-Kantonsrätin Linda Camenisch

26 Sozialhilfe Die Probleme werden verschwiegen

28 «Treue über den Tod hinaus»

Der bedeutende Schweizer Philosoph Hans Saner ist achtzig

31 Philosophie Aphorismen von Hans Saner

34 Schoko-Guss auf bitteren Pillen

Was bringt Nicolas Bideaus «Präsenz Schweiz»?

36 Islamismus Dschihad im Alpenréduit

37 Debatte Andreas Thiel über Reaktionen zu seiner Koran-Kritik

38 Die Weisheit des Volkes

Hans-Ulrich Vogt: «Schweizer Recht statt fremde Richter»

41 Christoph Blocher Hände weg von den Volksrechten

44 Ein Europa, das Grossmutter ist

Papst Franziskus fordert mehr Demokratie von der EU

47 Umfrage Schweizer Stimmen zur Papst-Rede

48 Eisernes Schweigen

Bill Cosby bleibt trotz Beschuldigungen unantastbar

50 Das verlorene Paradies

Frankreichs ehemalige Première Dame Valérie Trierweiler

53 Brief aus Berlin Kulturelle Diversivität bei der Polizei

54 Die Alten – beliebt, gefragt, belohnt

Ältere Menschen werden mehr gebraucht denn je

56 Warum ich als Arzt nach Afrika ging

Franz Martig über seine Zeit in Uganda

61 Fernsehen Ein bisschen dreckige Fantasie

Innovationsträger mit fortschrittlicher Technik.



Der neue Passat. So souverän wie Sie.

Wer im neuen Passat Platz nimmt, ist jederzeit souverän unterwegs. Neben dem sportlichen Äusseren und dem grosszügigen Inneren begeistert er mit Innovationen wie dem Active Info Display – dem ersten komplett digitalen Cockpit in einem Volkswagen. Weitere Highlights sind intelligente Assistenzsysteme wie der Stauassistent, die 360°-Umgebungsansicht Area View oder die mobilen Online-Dienste Car-Net. Bereits für Fr. 31'300.–* bei Ihrem Volkswagen Partner. Erleben Sie den neuen Passat souverän bei einer Probefahrt. Mehr Informationen: www.passat.com



Das Auto.



«Ungeschminkt und spontan»: Pianistin Lisitsa. Seite 62

Interview

62 [«Einsame Jäger der Nacht»](#)

Valentina Lisitsa hat die Musikindustrie revolutioniert. Sie ist die erste Pianistin, die via Youtube in den Olymp der Klassik aufgestiegen ist

Stil & Kultur

66 [Stil & Kultur Die flambierte Frau](#)

68 [Die Giacomettis](#)

Die Geschichte einer ausserordentlichen Künstlerfamilie

72 [Bestseller](#)

72 [Irr- und Glücksfahrten](#)

Hans Magnus Enzensberger rekonstruiert sein eigenes Leben

73 [Jazz Enrico Pieranunzi](#)

74 [Top 10](#)

74 [Serien «Black Sails»](#)

75 [Fernseh-Kritik «Fässler-Kunz»](#)

76 [Namen Lebkuchen für alle](#)

77 [Hochzeit Meri Barber und Kody Brown, Teil 2](#)

77 [Thiel Rechtspoesie](#)

79 [Im Gespräch Ueli Küng, Schmuckdesigner](#)

80 [Wein Sauvignon blanc Marlborough 2013](#)

80 [Zu Tisch Restaurant Markthalle, Zürich](#)

81 [Auto Tesla Model S P85D](#)

82 [MvH trifft Nina Burri, Schlangenfrau](#)

Autoren in dieser Ausgabe

Doris Fiala



Die Zürcher FDP-Nationalrätin, Unternehmerin und Mutter von drei Kindern ist eine vehemente Befürworterin einer liberalen Wirtschaftsordnung. In ihrem Kommentar erklärt sie, warum sie eine vom Staat verordnete Frauenquote für den falschen Weg hält. Seite 11

Franz Martig



Franz Martig ist hauptberuflich Chirurg und Notarzt. Sein Studium hat er unter anderem als Filmtechniker und Filmmacher finanziert, eine Passion, die ihn nie losgelassen hat und die er weiterführt. In Afrika hat er im Schreiben eine neue Leidenschaft entdeckt. Seite 56

Das Weltwoche- «Taschenheft».

Mit den Weltwoche-Apps für das iPhone oder das Android-Smartphone haben Sie auch unterwegs die Weltwoche immer dabei.



WELTWOCH

«Eine unkomplizierte Bank, die das Wachstum von KMU unterstützt.»

Bettina Walser-Meier und Erwin Meier-Honegger,
Ernst Meier AG



Film anschauen auf www.zkb.ch/firmen

Für das Garten-Center Ernst Meier AG ist die Zürcher Kantonalbank eine Partnerin, die gute Geschäftsideen zum Blühen bringt. Mit regionalem Know-how, Kundennähe und Blick fürs Wesentliche unterstützen wir die langfristigen Wachstumspläne.

Die nahe Bank



Zürcher
Kantonalbank

UTC															
0	0	-1	-1	-2	-2	-3	-3	-4	-4	-5	-5	-6	-6	-7	-7
18:30	19:00	18:30	19:00	18:30	19:00	18:30	19:00	18:30	19:00	18:30	19:00	18:30	19:00	18:30	19:00



Satellitenzeit in nur 3 Sekunden
in jeder Zeitzone der Welt.

Eco-Drive SATELLITE WAVE F100

CITIZEN

BETTER STARTS NOW

www.betterstartsnow.com



Eco-Drive

Moderne Frau, moderne Wirtschaft

Von Doris Fiala — Die Frauenquote bedroht die liberale Schweiz und ihren Wohlstand. Wir Frauen dürfen uns nicht über unser Geschlecht definieren oder bewerten lassen.

Vielleicht die wichtigste Frage vorweg: Welche Frau möchte ernsthaft deshalb selektionierte beziehungsweise für höhere Weihen gewählt werden, weil ihr Geschlecht gerade passt, weil sie also eine Frau ist? Gewählt, weil das zwingend angesagt ist heute und dem Zeitgeist entspricht? Weil man als börsenkotierte Unternehmung nicht gerne als rückständig gelten will? Sich keinem *naming and shaming* ausgesetzt sehen möchte? Interessant, dass sich gewisse Frauen bei solchen Überlegungen nicht beleidigt und gerade dadurch diskriminiert fühlen, über ihr Geschlecht definiert zu werden.

Als Leser mögen Sie meine einleitenden Worte als emotional empfinden. Klar, als Liberale kann ich auch ganz sachliche Begründungen ins Feld führen: Als Freisinnige, die seit eh und je den Wirtschaftsstandort Schweiz verteidigt hat, werde ich auch heute, da es um die Karriere der Frau geht, nicht plötzlich meinen liberalen Kurs verlassen. Frausein ist kein Parteiprogramm! Was unser Land stark und wohlhabend gemacht hat, kann nicht unbedacht angegriffen werden. Eine liberale Wirtschaftsordnung ist wichtiger denn je im internationalen Wettbewerb und zur Erhaltung unserer Arbeitsplätze. Minder-Initiative, Recht ohne Grenzen, Verschärfung der flankierenden Massnahmen, Masseneinwanderungsinitiative und Finanzdienstleistungsgesetz bedrohen unser liberales Credo und unseren Wohlstand – und jetzt noch die Frauenquote?

Falsche Besetzung nützt niemandem

Echte Liberale wollen nicht nur Freiheit für ihr Handeln. Sie knüpfen die Freiheit an den Begriff der Verantwortung. Auch ich verweise auf den Begriff der Verantwortung und auf Gemeinsinn. Die matchentscheidende Frage ist dabei für mich allerdings: Wer motiviert zur Verantwortung? Muss oder kann Verantwortung in diesem Zusammenhang befohlen werden? Vom Staat und von unserem Gesetzgeber aufgezwungen? All jene, die den Zeitgeist erkannt haben, sage ich, übernehmen freiwillig Verantwortung! Denn: Wer den Zeitgeist verkennt, den bestraft das Leben! Kann die Gleichstellung von Mann und Frau in einer umfassenden Umsetzung einfach aufgezwungen werden, vom Bundesrat verordnet?

Ich möchte bei dieser seit Jahren aktuellen Diskussion nicht einmal a priori in Abrede stellen, dass die Wirtschaft noch einen Zacken zulegen könnte in Sachen Frauenförderung. Ich wünschte mir durchaus, dass dreissig Prozent

Frauen in den Verwaltungsräten der Schweiz vertreten wären. Auch viele CEO-Posten wünschte ich mir von Frauen besetzt. Ganz besonders glaube ich an den Erfolg von gemischten Teams! Wenn aber im Frauenförderungs paket das letzte Mittel die staatlich verordnete VR-Frauenquote ist, haben wir etwas falsch verstanden, und ich erteile dieser Art von Frauenförderung eine Absage. Primär wollen wir doch die Besten. Die Kompetentesten. Die Erfahrenen. Jene, die ein Unternehmen vorwärtsbringen, Arbeitsplätze schaffen und erhalten. Die falsche Besetzung nützt niemandem. Gerade auch dem Image der Frau nicht. Dass heute Un-



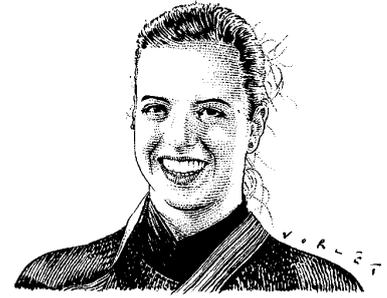
Gewählt, weil es dem Zeitgeist entspricht?

ternehmensberatungsfirmen und Headhunter den klaren Auftrag erhalten: «Sucht uns eine Frau!», spricht Bände.

Eine gute Verwaltungsratsbesetzung muss verschiedenen Kriterien genügen und kritischen Fragen standhalten: Hat die Kandidatin (oder der Kandidat) Führungserfahrung? Falls ja, welche? Versteht sie den Unterschied zwischen operativer und strategischer Leitung? Hat sie das nötige Know-how, das für die entsprechende Branche und das Unternehmen von Relevanz ist? Weiss sie um die Gefahren und Risiken, welche international die Branche bedrohen, und kann sie in diesem Zusammenhang einen

» Fortsetzung auf Seite 12

Schlaf, Prinzessin



Carolina Kostner, Eiskunstläuferin.

Die Liebesnächte der Prinzessin und ihres Herzbuben müssen, rein mechanisch betrachtet, ziemlich umständlich abgelaufen sein. Sie, die langbeinige Eiskunstläuferin, kugelte sich neben dem Geher zusammen, der auch im Schlaf noch zuckend seine Kilometer abstrampelte, und vor allem trug er diese merkwürdige Gesichtsmaske und legte den Apparat mit ins Bett, der ihm die Sauerstoffzufuhr drastisch verringerte und ihn nach Luft schnappen liess. Es handelte sich jedoch nicht um eine Marquis-de-Sadesche Lustmaschine, sondern um Doping. Carolina Kostner und ihr Verlobter Alex Schwazer waren das Traumpaar des italienischen Sports, er Olympiasieger über 50 Kilometer Gehen 2008 in Peking, sie Weltmeisterin 2012.

Bis in des Morgens Frühe in Oberstdorf im Allgäu, wo sie ihr permanentes Trainingslager aufgeschlagen hatte, an Carolinas Tür ein unangenehmer Überraschungsgast läutete, ein Dopingkontrolleur aus Italien, der nach Alex fahndete. Carolina erstarrte vor Angst, sie öffnete nicht. Später erklärte sie, sie schlafe immer mit Ohrenstöpseln, begreiflich. Komplizierend an diesem Fall: Das Sauerstoffabwürgeverfahren, das die Bildung roter Blutkörperchen fördert, ist in Deutschland eine erlaubte Methode, in Italien hingegen verboten. Schwazer flog unmittelbar vor den Olympischen Spielen 2012 ohnehin auf, ertappt mit Epo, und wurde vier Jahre aus dem Verkehr gezogen. Das Liebespaar ging auseinander, aber die Tugendwächter kamen zu Carolina zurück. Die Staatsanwaltschaft Bozen (Doping ist in Italien Offizialdelikt) verhörte sie tagelang wie eine Schwerverbrecherin. Sie plauderte aus, wie sie ihren Liebsten zum lebenslänglich mit Berufsverbot belegten, berühmten Sportarzt Michele Ferrari («Dottore Epo») in seine fliegende Geheimpraxis im Wohnwagen begleitet hatte. Nun drohen auch ihr als Mitwisserin vier Jahre Sperre. Schwazer hingegen denunziert plötzlich die obersten Sportbehörden, die alles gewusst und aus Erfolgsgelüste gedeckt hätten, und verspricht sich einen Straferlass. Am Ende bleibt eine einzige Schuldige, die schlafende Prinzessin.

Peter Hartmann

Beitrag leisten? Ist sie in Sachen Bilanz und Erfolgsrechnung bewandert, und kann sie Finanzkennzahlen lesen und Handlungsbedarf erkennen sowie richtig deuten? Ist sie jene Ergänzung für ein VR-Team, die den Verwaltungsrat schlagkräftig und verantwortungsvoll strategisch agieren lässt? Kann sie sich auch gegen Widerstände durchsetzen? Kann sie oder er dem erwarteten Zeitbedarf gerecht werden? Und dann, aber erst dann, wenn all diese Fragen positiv beantwortet sind und zufälligerweise zwei gleichwertige Persönlichkeiten zur Verfügung stehen, dann allenfalls kann keck gesagt werden: «Nehmen wir die Frau!» Erst dann. Und nicht umge-

Dass Headhunter heute den klaren Auftrag erhalten: «Sucht uns eine Frau!», spricht Bände.

kehrt. Also nicht am Anfang eines Selektionsprozesses kann das Geschlecht ins Spiel kommen.

Die Chancen von uns Frauen, in einen VR zu gelangen, steigen offenbar, wenn wir zuerst die Leiter in die Geschäftsleitung erklimmen. Exekutiverfahrung auf Top-Ebene ist eine gute Voraussetzung für VR-Mandate. Und wie kommt man an die Spitze (CEO-Level)? Unbequem ist die Wahrheit, dass Teilzeittätigkeiten nicht karriereförderlich sind. Für einen Mann nicht, für eine Frau nicht. Für Kunden und Partner ist es beispielsweise wenig attraktiv, wenn die Ansprechpartner und Verantwortlichen ständig wechseln. Internationale Karrieren und Tätigkeiten sind ebenfalls nicht in Teilzeit zu meistern. Wie soll man eine intensive Reisetätigkeit in Teilzeit organisieren?

Als Realistin und Mutter von drei erwachsenen Kindern weiss ich, was es bedeutet, alles unter einen Hut zu bringen. Man muss gesundheitlich ganz schön robust sein. Auch das kann der Staat nicht regeln. Es wäre zielführend, wenn wir mit gewissen Wahrheiten unbefangen und einfach sachlich umgingen. Denn alles hat seinen Preis: Kinder zu haben, hat seinen Preis. Keine Kinder zu haben, auch. Was wir sicher brauchen, ist mehr Engagement zur Verbesserung der Vereinbarkeit von Beruf und Familie – vor allem Tagesschulen, mehr Kinderkrippen (auch durch die grossen Unternehmungen selbstorganisiert!) und mehr Homeoffice-Möglichkeiten, also einfach mehr Flexibilität. Auch die Einsicht, dass die Karriere der Frau erst nach ein paar Jahren des Mutterdaseins so richtig gestartet werden kann, nicht gleichzeitig, ist wichtig. Trotz allem: Nichts ist perfekt im Leben! Daran ändert auch die Frauenquote nichts, schon gar nicht, wenn sie vom Staat verordnet wird – Zeitgeist hin, Zeitgeist her.

Doris Fiala ist FDP-Nationalrätin des Kantons Zürich.

Bilaterale

Zwei Millionen Gründe

Von Florian Schwab — Kaum sind die Stimmzettel ausgezählt, beginnt der Kampf um die Deutungshoheit des Volkswillens. Eine überflüssige Übung.



«Fehler korrigieren»: Nordmann (SP).

Eine Woche vor den Abstimmungen mass das GfS-Institut von Claude Longchamp einen Jastimmen-Anteil von 39 Prozent für die Ecopop-Initiative. Eine Woche später spuckten die Wahlurnen dann nur 26 Prozent Stimmzettel mit einem Ja aus. Die handelsübliche Begründung, es habe sich eben um eine «Momentaufnahme» und um keine Prognose gehandelt, vermag nicht zu überzeugen. Schliesslich weiss man, dass die meisten Wähler brieflich im Voraus abstimmen – viele gar in den ersten Tagen nach Erhalt des Couverts.

Mit einer noch abenteuerlicheren These meldeten sich der *Blick* («Das Volk verarscht die «Fliege»») und die deutsche *Zeit* zu Wort: In den Umfragen würden viele Stimmberechtigte den Wutbürger markieren, nur um sich im Wahllokal flugs in einen verantwortungsvollen Citoyen zu verwandeln. Normalerweise geht das Argument umgekehrt (siehe Minarett-Initiative): Der verschlagene Stimmbürger getraut sich nicht, Longchamps Leuten sein wahres Gesicht zu zeigen, und führt den Dolch im Verborgenen.

Den Gipfel der Deutungsabsurditäten erklimmen allerdings gemeinschaftlich die EU-Kommission in Brüssel, Economiesuisse, der Arbeitgeberverband und die Gewerkschaften. Sie sehen in dem Volksentscheid ein Bekenntnis der Schweizerinnen und Schweizer zum

bilateralen Weg inklusive Personenfreizügigkeit. Wo die Verbände als Reaktion auf die Ecopop-Abstimmung mahnen, die Masseneinwanderungsinitiative (MEI) «mit Augenmass» umzusetzen, wird SP-Politiker und Gewerkschafter Roger Nordmann deutlicher: Das Ecopop-Resultat mache es möglich, «den Fehler vom 9. Februar zu korrigieren». Hier wie dort schimmert das Bestreben durch, das Nein zu Ecopop gegen das Ja zur Masseneinwanderungsinitiative aufzuwiegen.

Ja oder Nein?

Dabei besagt eine elementare Spielregel der Demokratie, dass sowohl im Parlament wie auch an der Urne selbst noch so komplexe Fragen auf ein einfaches Ja oder Nein reduziert werden: Wer für ein Minarettverbot stimmt, der stimmt damit nicht für die Zwangskonvertierung aller Muslime in der Schweiz. Wer für die Ausschaffungsinitiative stimmt, der bezweckt damit nicht die Einführung der Todesstrafe. Wer gegen den Gripen stimmt, der will nicht automatisch den besseren Rafale-Flieger kaufen. Und wer gegen die Ecopop-Initiative stimmt, der will damit nicht auf den Schnellzug der Euro-Turbos aufspringen.

Genauso wenig wie Claude Longchamp vor den Abstimmungen in Köpfe sehen kann, können dies Interessengruppen und Demoskopien nach der Abstimmung. Schon bei sehr oberflächlicher Betrachtung fallen einem etliche realistische Beweggründe ein, gegen Ecopop zu stimmen. Jeder der fast zwei Millionen Stimmbürger, die ein Nein in die Urne gelegt haben, hatte seine eigenen Motive. Das Handwerk der Demoskopie scheint nun daraus zu bestehen, diese unzähligen Kraftentfaltungen in Richtung Nein durch ein übergeordnetes grosses Ganzes zu ersetzen.

Unwillkürlich kommt einem das aus liberaler Sicht unappetitliche Bild eines Volkskörpers in den Sinn, in dessen Eingeweiden die Auguren wühlen, um danach zu verkünden, was das grosse Kollektiv uns jenseits des Nein zur starren Ecopop-Quote sonst noch alles mitteilen wollte.

Die bei der MEI-Umsetzung federführende Bundesrätin Simonetta Sommaruga vermied diese Fallgrube und bekannte sich treuherzig zur Umsetzung der Initiative vom Februar. Andernfalls könnte die Frage schnell einmal lauten: «Wollen Sie die Volksinitiative zur Durchsetzung der Masseneinwanderungsinitiative annehmen? Ja oder Nein?»

Personenkontrolle

Hohler, Quellet, Ritzmann, Mörgeli, Bantli Keller, Blocher, Hildebrand, ██████████ Stämpfli, Hochuli, Wanner

Einst wurde seiner TV-Satiresendung «Denkpause» der Stecker gezogen, doch inzwischen ist **Franz Hohler** am Leutschenbach rehabilitiert. Letzte Woche tauchte der Kabarettist in der ersten Reihe der «Arena» auf, um den Atomausstieg zu verteidigen. Der Wechsel von der Theater- auf die Politbühne entpuppte sich als schwierig. Statt mit künstlerischem Können zu brillieren, verbreitete Hohler Botschaften wie die: AKW sind schlimm – und wenn wir alle die Stand-by-Funktionen ausschalten, ist der Atomstrom schon fast eingespart. Vielleicht hätte er sich an **René Quellet**



«I säge nüt!»: Kabarettist Franz Hohler.

erinnern sollen, seinen ehemaligen Partner in der Kindersendung «Spielhaus». «I säge nüt!», pflegte dieser jeweils zu sagen. (are)

Wer vor dem Bezirksgericht Zürich prozessiert, landet gemäss Parteienproporz mit grösster Wahrscheinlichkeit vor einem linken Richter. Glück für **Iris Ritzmann**, welcher der Staatsanwalt aufgrund ihres Mailverkehrs mit dem *Tages-Anzeiger* lückenlos eine Intrige gegen ihren ehemaligen Kollegen **Christoph Mörgeli** (SVP) nachweisen konnte. Doch Einzelrichterin **Ruth Bantli Keller** (SP) will die zahlreichen Beweise inklusive des vorsätzlichen Verrats eines vertraulichen Passworts nicht zulassen. Das erstaunt, nicht aus politischer, aber aus juristischer Sicht. Erstens war die anlässlich einer Hausdurchsuchung bei Ritzmann gefundene CD nicht das Ermittlungsergebnis einer allenfalls unzulässigen Rasterfahndung. Zweitens hat Ritzmanns Anwalt keine Versiegelung der Beweismittel verlangt. Und drittens ist die Abstützung auf ein Bundesgerichtsurteil im Fall Christoph Blocher/Philipp Hildebrand wacklig, weil Blocher in dieser Sache nicht wie Ritzmann Geheimnisverletzer, sondern bloss Briefträger war. Gemäss Bezirksgericht Zürich dürfte jedermann Berufsgeheimnisse verraten, um missliebige Kollegen öffentlich abzuschies-



Intrige nachgewiesen: Iris Ritzmann.

sen. Der Staatsanwalt will die Causa Ritzmann deshalb ans Obergericht weiterziehen. (gut)



Die Gegend um Zofingen AG entwickelt sich zum Problembezirk in Sachen Asylunterkünften. Dazu gehört auch die Gemeinde Aarburg, die in der Asylfalle gefangen ist. Kürzlich hat sie errechnet, dass in Zukunft jährliche Sozialhilfekosten von mehr als 1,5 Millionen Franken aufgrund «anerkannter Migrantinnen» auf sie zukommen. Das hält die kantonale Sozialvorsteherin **Susanne Hochuli** (Grüne) nicht davon ab, in unmittelbarer Nachbarschaft, im alten Spital Zofingen, eine weitere Grossunterkunft für 170 Asylsuchende einzurichten. Obwohl der Widerstand erheblich ist und das *Zofinger Tagblatt* von Leserbriefen überschwemmt wird, druckt das zu **Peter Wannerns** AZ Medien gehörende Blatt kaum kritische Stimmen zu dem Vorhaben ab. Gibt es im Kanton eine unheilvolle Allianz von Politik und Zeitungsredaktionen? (fsc)



Asylfalle: Susanne Hochuli (Grüne).

Nachruf



Letzte Show: Sängerin Sabah.

Sabah (1927–2014) — Sie war eine Frau der Superlative. Über fünfzig Musikalben tragen ihren Namen, in fast hundert Spielfilmen war sie zu sehen. Mehr als 3000 Lieder hat sie gesungen. Mindestens sieben Mal hat sie geheiratet, und wie oft sie sich mit kosmetischen Eingriffen verschönern und verjüngen liess, hat niemand gezählt.

Die libanesische Diva, die oft mit Cher und Madonna verglichen wird, war einer der letzten ganz grossen Stars im arabischen Raum. Aber nicht nur dort. Auch im Westen hatte sie ihre Fangemeinde: Sie trat an der Oper von Sydney auf, war in der Royal Albert Hall in London zu hören und liess sich in der New Yorker Carnegie Hall oder im Pariser Olympia bejubeln.

Gekonnt verstand es die maronitische Christin, klassische arabische Balladen vorzutragen. Auch achtete sie darauf, dass ihre Person in den Klatschspalten nicht vergessen ging. Als sie beispielsweise bereits im siebten Jahrzehnt ihres bunten Lebens stand, soll sie einen blutjungen und wohl auch schönen «Mr. Lebanon» geheiratet haben.

Als sie am Sonntag zu Grabe getragen wurde, wirkte das wie ihre letzte Show. Ihr Leichnam lag in einem weissen Sarg, der von weissen Blumen und der libanesischen Flagge bedeckt war. Beiruts Prominenz – Minister, Parlamentarier, Künstler – drängte sich in die St. George Cathedral, wo die Abdankungsfeier zelebriert wurde. Mit ihrem Tod, fasste ein libanesischer Politiker die Bedeutung ihres Lebens und ihres Todes zusammen, ende die ganze schöne Vergangenheit des Libanon: «Sie wird niemals wiederkehren.» *Pierre Heumann*

Der Wegweiser

Von Henryk M. Broder —

Viele gute Taten, nur leider auf Kosten der Schwächsten.



Ganz Deutschland ist eine Baustelle. Da sind die maroden Brücken und kaputten Strassen, für deren Instandsetzung das Geld fehlt, obwohl dauernd neue Abgaben erfunden werden, zuletzt die Maut, die der Infrastruktur zugutekommen sollen. Da ist die Energiewende, die entgegen den Zusagen der Politiker die Strompreise dermassen in die Höhe getrieben hat, dass jedes Jahr über 300 000 Haushalten der Strom abgestellt wird, weil sie ihre Rechnungen nicht bezahlen können. Das Familienleben findet im Dunkeln statt, es kann weder gekocht noch warm gebadet noch ferngesehen werden. Das Wort von der «Energiearmut» macht bereits die Runde. Und da ist eine Rentenreform, die so gut wie alle Experten für missglückt halten, weil sie auf Kosten der kommenden Generationen geht, für die in den Rentenkassen nichts übrigbleiben wird.

Aber das ist noch nicht alles. Die Zahl der Flüchtlinge aus Krisengebieten, die nach Deutschland kommen, um hier Asyl zu beantragen, wird in diesem Jahr bei 200 000 liegen, so viele wie seit Mitte der 90er nicht mehr, als sich Jugoslawien in seine ethnischen Teile zerlegte. Die Flüchtlinge werden auf Gemeinden im ganzen Bundesgebiet verteilt, die mit der Unterbringung und Versorgung der «Neubürger» meist überfordert sind. Mit einer Ausnahme: Der Oberbürgermeister der Stadt Goslar in Niedersachsen möchte gerne mehr als die 286 Bedürftigen aufnehmen, die ihm zugewiesen wurden. Denn die Stadt habe in den letzten Jahren mehr als 4000 Einwohner verloren, viele Wohnungen stünden leer. Die Einwanderungswelle biete eine «Riesenchance», die Entvölkerung zu stoppen. Das war gut gemeint, aber schlecht gerechnet. Wer soll die Miete für die Zuwanderer bezahlen? Natürlich der Staat.

In dieser Situation hat sich der deutsche Nationaldichter Günter Grass aus dem inneren Exil zurückgemeldet und vorgeschlagen, die Flüchtlinge in privaten Haushalten unterzubringen, wie es nach dem Krieg der Fall war, als Millionen von deutschen Vertriebenen ein Dach über dem Kopf brauchten. Er selbst hat sich als Herbergsvater nicht angeboten, obwohl ihm viel Lebensraum zur Verfügung steht. Denn die vornehmste Aufgabe eines Wegweisers ist es, anderen den Weg zu weisen.

Die Prozent-Polizei

Von Silvio Borner — Gleiche Arbeit ist nicht gleiche Leistung.

«Statistische Diskriminierung» ist nicht persönlich gemeint und hat durchaus ihre Berechtigung.

Die «Arena» im Schweizer Fernsehen zu schauen, ist für einen liberalen Ökonomen eine masochistische Übung. Kürzlich habe ich es wieder mal versucht, weil die Altersvorsorge eine der grossen wirtschaftspolitischen Herausforderungen darstellt. Mit drei Frauen und einem seltsam weichgespülten Gewerbedirektor am Tisch glitt die Diskussion jedoch bald in das angeblich vordringliche Problem der Lohngleichheit zwischen Mann und Frau ab. Der Moderator war darauf gut vorbereitet und präsentierte eine Statistik, die zeigen sollte, dass die Lohndifferenz zwischen Mann und Frau 23 Prozent beträgt und durch Faktoren wie Ausbildung und Erfahrung auf neun Prozent reduziert werden kann. Und diese neun Prozent seien eben Diskriminierung – also alles, was als Residuum nicht explizit statistisch belegt werden kann. Der Bundesrat will nun Unternehmen ab fünfzig Mitarbeitern unter Bussenandrohung zwingen, diese Zahl auf fünf Prozent zu bringen. Warum nicht gleich auf null? Vielleicht sind sich sogar die Sittenwächter und Lohnpolizisten im Bundesrat nicht so sicher, ob nicht ganz andere Faktoren als Diskriminierung für die gemessenen Differenzen verantwortlich sein könnten.

Was ist überhaupt Diskriminierung? Einfach zu verstehen ist die religiös-politische Diskriminierung von Minderheiten, von Rassen oder Sprachen oder von Gesellschaftsschichten wie etwa der fünften Kaste in Indien. Aber mit der liberalen Revolution in den marktwirtschaftlichen Demokratien ist das eigentlich abgehakt. Direkte Diskriminierungen sind ineffizient und verschwinden in einer profitorientierten Marktwirtschaft ganz von selber. Wenn nämlich eine Frau für die genau gleiche Leistung zehn Prozent weniger Lohn bekommt, haben gerade profitgierige Arbeitgeber einen Anreiz, Frauen zu bevorzugen, so dass deren Löhne steigen und die der privilegierten Männer sinken.

Schon schwieriger ist die «statistische Diskriminierung», die sich nicht auf Einzelne, sondern auf ganze Gruppen bezieht. Bekannt ist das vor allem aus der Versicherungsbranche, wo der Versicherer nicht alle Risikomerkmale jedes Einzelnen beobachten kann. Aber er hat statistisch gesicherte Daten, etwa für alters- oder geschlechtsspezifische Risiken. So gehöre ich beispielsweise zur statistischen

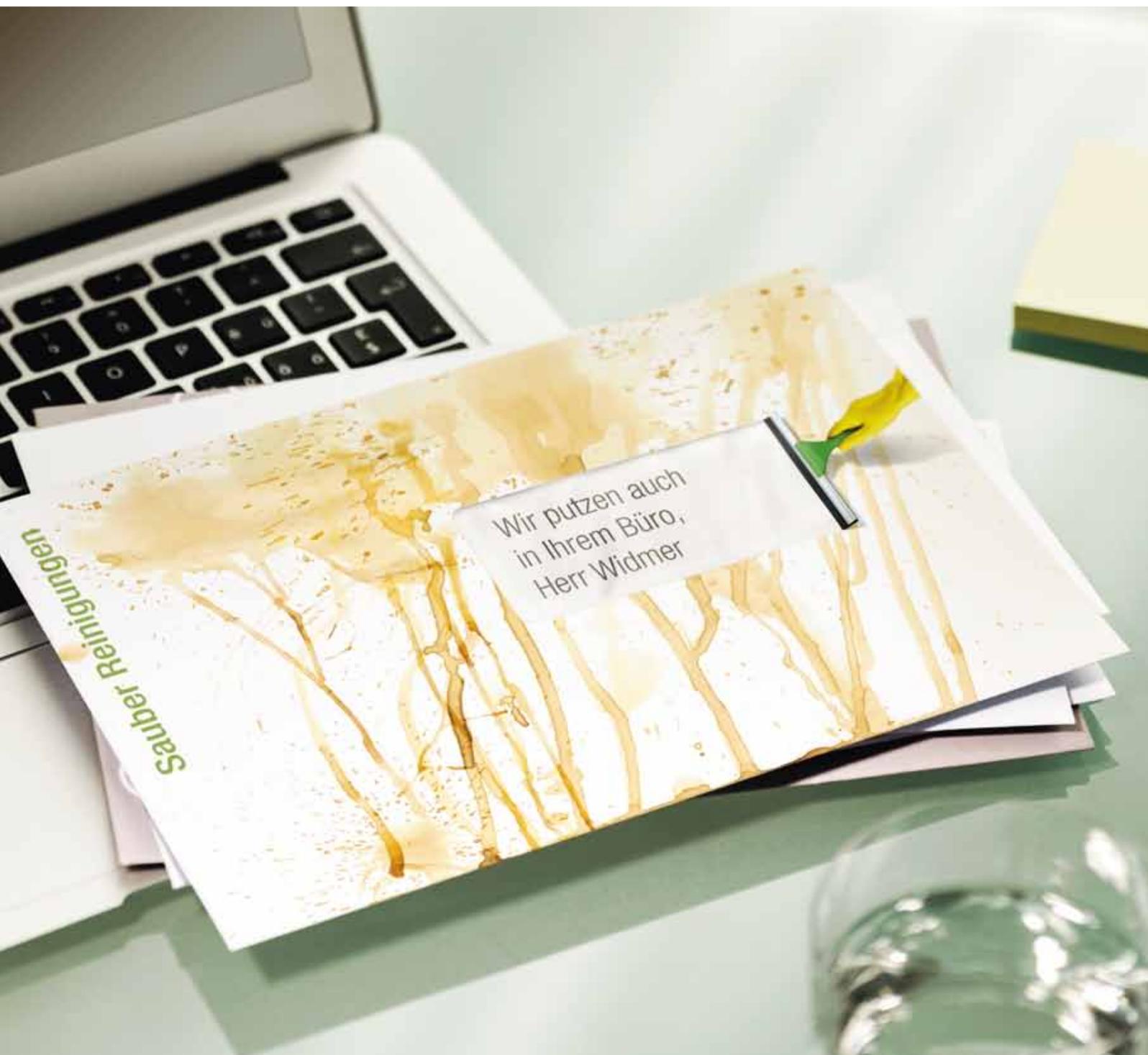
Risikogruppe der Altersfahrer, die sich alle zwei Jahre einer ärztlichen Kontrolle unterziehen müssen. Das kann man nur dann akzeptieren, wenn die über Siebzigjährigen statistisch gesichert ein höheres Risiko darstellen. Sonst wäre es reine Altersdiskriminierung.

Der Preis für mehr Flexibilität

Statistische Diskriminierung spielt auch im Arbeitsmarkt eine Rolle. Gleiche Arbeit ist eben nicht gleiche Leistung. Die erbrachte Leistung ist etwas ganz anderes als die abgesehenen Arbeitsstunden. Aber die effektiv erbrachte Leistung permanent zu beobachten, zu messen und zu beurteilen, ist aufwendig und womöglich persönlich verletzend. Deshalb stützt man sich lieber auf Gruppenmerkmale wie Altersgruppen, Bildungsniveaus oder Gesundheitsindikatoren. Man sollte aber den Betroffenen die Chance lassen, sich aus eigenem Antrieb individuell von der Gruppe zu differenzieren.

Gerade bei Höherqualifizierten mit Aufstiegschancen spielen Alter, Ausbildung, aber auch das Geschlecht eine ziemlich grosse Rolle. Anders gesagt: Neben dem aus der Schule, der Lehre oder von der Uni mitgebrachten Wissen und Können spielen oftmals firmenspezifische Fähigkeiten im Sinne von Humankapital eine entscheidende Rolle. Steht ein internationales High-tech-Unternehmen vor der Wahl zwischen einem 25-jährigen Mann und einer gleichaltrigen Frau, wird es zuerst die individuelle Qualifikation, Eignung und Motivation eingehend prüfen und vergleichen. Kommt dabei Gleichwertigkeit heraus, müsste zum Beispiel die Universität Basel die Frau vorziehen, was in den USA als Männerdiskriminierung vor jedem Gericht abblitzen würde. Aber der private Arbeitgeber nimmt vielleicht den Mann, selbst zu einem höheren Lohn. Warum? Weil die Chancen eines längeren Unterbruchs, eines Wechsels auf Teilzeit oder eines früheren Ausscheidens bei der Frau grösser sind. Der Mann baut also mehr firmenspezifisches Humankapital auf und bringt der Firma so einen höheren Gegenwart. Fehlende Flexibilität hat so gesehen einen negativen Preis, oder anders gesagt: Vollzeit mit voller zeitlicher und geografischer Flexibilität und längerer Verweildauer hat unter Umständen einen höheren Preis, der mit Diskriminierung gar nichts zu tun hat.





Die Wirkung macht den Unterschied.

Mit dem Werbebrief überzeugen Sie Ihre Zielgruppe persönlich und direkt. Ihrer Kreativität sind praktisch keine Grenzen gesetzt. Ihrem Erfolg auch nicht.

Fakten, Erfolgsgeschichten und Inspiration: post.ch/wirkung

DIE POST 
Gelb bewegt.

RANGE ROVER EVOQUE

JETZT «COOL DEAL» MIT EXTRAS INKLUSIVE.

Beim «Cool Deal» für den Range Rover Evoque ist einfach mehr drin: Panoramaglasdach und Winterpaket mit beheizbarer Frontscheibe, beheizbaren Scheibenwaschdüsen, beheizbaren Sitzen für Fahrer und Beifahrer sowie beheizbarem Lenkrad. Profitieren Sie jetzt bei Ihrem Land Rover-Fachmann vom «Cool Deal» mit dem gewissen Extra und 3.9% Leasing.

landrover.ch

**COOL
DEAL**

Extras im Wert von bis zu CHF 2'480.-

- Panoramaglasdach
- Winterpaket

Plus 3.9% Leasing ab CHF 474.-/Mt.



ABOVE AND BEYOND



Range Rover Evoque 2.2 eD4 Dynamic, 5-Türer, man., 2WD, 150 PS/110 kW, Gesamtverbrauch 5.0 l/100 km (Benzinäquivalent 5.6 l/100 km), Ø CO₂-Emissionen 133 g/km, Energieeffizienz-Kategorie B. Netto-Verkaufspreis CHF 54'700.- inkl. «Cool Deal» Paket (Panoramaglasdach, Frontscheibe und Scheibenwaschdüsen beheizbar, beheizbare Sitze für Fahrer und Beifahrer, beheizbares Lenkrad) im Wert von CHF 2'480.-. «Cool Deal» Paket: gültig für die Evoque Modelle 2014/15 (Pure, Prestige, Dynamic und Dynamic Plus). Immatriculationen in der Schweiz vom 11.8.14 bis 22.12.14 oder solange verfügbar. Leasingbeispiel: Range Rover Evoque 2.2 eD4 Pure, 5-Türer (inkl. «Cool Deal» Paket), gleiche Motorisierung. Ø CO₂-Emissionen aller in der Schweiz angebotenen Fahrzeuge 148 g/km. Listenpreis CHF 44'900.-, Leasingrate CHF 473.15/Mt., Leasingzins 3.9%, eff. Leasingzins 3.97%, Laufzeit 48 Monate, 10'000 km/Jahr, Sonderzahlung 18% (nicht obligatorisch), Kautions 5% vom Finanzierungsbetrag (mind. CHF 1'000.-), Vollkasko oblig. Kreditvergabe ist verboten, falls sie zur Überschuldung des Konsumenten führt. Leasingpartner ist die MultiLease AG. Weitere Informationen zum «Cool Deal» bei Ihrem Land Rover-Fachmann.

Ein bequemer Sündenbock

Von Hansrudolf Kamer — Präsident Barack Obama sucht seinen vierten Verteidigungsminister. Doch selbst ein Supermann im Pentagon wird nichts an der aussenpolitischen Konfusion ändern können.



Die amerikanische Aussenpolitik ist unter Präsident Obama nur eine Handlangerin der Innenpolitik. Dass sie so nicht funktionieren kann, sagt der gesunde Menschenverstand.

Von den ursprünglichen Zielsetzungen ist wenig bis gar nichts übriggeblieben: statt Frieden Krieg, statt Rückzug neue Intervention, statt diplomatischer Festigung allgemeine Verwirrung.

Nach der Schlappe der Demokraten bei den Kongresswahlen, die auch für Obama eine Niederlage waren, wurde das Signal eines Kurswechsels erwartet, der für die letzten zwei Jahre dieser Präsidentschaft die Richtung weisen würde. Die Aussenpolitik bot sich angesichts der Umstände an, denn innenpolitisch wird nicht mehr viel in Gang kommen.

Andere Präsidenten hatten ihre letzten Amtsjahre dafür benützt, strategische Fehler auszubügeln. George W. Bush setzte die Truppenaufstockung und den Strategiewechsel im Irak durch, die bis zum vorschnellen Abzug der Amerikaner 2011 erfolgreich waren. Jimmy Carter reagierte 1979 auf den sowjetischen Einmarsch in Afghanistan und die Wühlaktivitäten in Zentralamerika mit einem Aufrüstungsprogramm, das Präsident Reagan fortsetzen und ausweiten konnte.

Der gleiche Jimmy Carter, der etwas übertrieben als Fehlbesetzung des Präsidentenamtes par excellence gilt, bemängelt an Obama, er habe zu langsam auf die Krise in Syrien reagiert. Republikanische Amtsvorgänger schweigen vornehm, aber der Erz-Isolationist Rand Paul gibt kriegerische Töne von sich. Eigentlich müsste das alles Eindruck machen.

Doch Obamas Fanfare blieb stumm. Es kam nur der Rücktritt von Verteidigungsminister Chuck Hagel. Er diente als Sündenbock für das generelle Debakel. Dabei war Hagel bis kurz vor Schluss nur Ausführungsgehilfe, ein treuer Diener seines Herrn. Nach der Demission setzte das Weisse Haus die Erklärung in Umlauf, Obama habe das Vertrauen in Hagels Fähigkeiten verloren, die Militäroperationen gegen den Islamischen Staat in Syrien und im Irak zu überwachen.

Hagel ist der bequemste, aber der falsche Sündenbock. Er blieb vom inneren Kreis der

Berater Obamas stets ausgeschlossen und hatte keinen Einfluss auf die Gestaltung der Politik. Er war, wie die Bestätigungs-Hearings Ende Januar 2013 erahnen liessen, genau der schwache Verteidigungsminister, den Obama gesucht hatte. Er sollte nur die Budgetreduktionen des Pentagons durchziehen und bürokratische Änderungen durchführen. Mehr war nicht erwünscht.

Nun wären andere, eher rare Qualitäten gefragt. Die Suche nach einem Nachfolger ist schwierig. Die Behandlung Hagels durch die Administration schreckt ab. Auch ist die Lage vor allem im Mittleren Osten, aber auch in Osteuropa so verfahren, dass sich kaum jemand die Finger verbrennen will.

Heckenschützen-Kolonne

Hagels Vorgänger, Robert Gates und Leon Panetta, weit kantigere und profiliertere Persönlichkeiten, publizierten Memoiren, in denen sie eklatante Mängel von Obamas Politik anprangern. Selbst Hillary Clinton, als Obamas Aussenministerin der ersten Amtszeit keine Unbeteiligte, reihte sich in die Kolonne der Heckenschützen ein.

Obama betrieb Aussenpolitik nur als eine Abteilung der Innenpolitik und diese wiederum als ein Element im permanenten Wahlkampf. Selbst ein starker Verteidigungsminister

ter kann dagegen nichts ausrichten. Obamas halbherzige Massnahmen und Kompromisse, die seine demokratische Basis knapp zufriedenstellten und ihn zugleich nach rechts absicherten, führten ins Verderben.

Ein neuer Verteidigungsminister müsste die strategischen Widersprüche auflösen, in die sich die Berater-Clique Obamas verheddert hat. Die Amerikaner kämpfen auf mehreren Seiten im syrischen Bürgerkrieg. Sie bombardieren den Islamischen Staat, helfen aber seinen Verbündeten, unterminieren das Assad-Regime, ohne es zu stürzen. Kein Wunder, dass auch die Golfstaaten nicht mehr wissen, wo Amerika steht.

Nebenbei, im Hintergrund laufen Gespräche über ein Atomabkommen mit dem Iran, die dieser Tage erneut ohne Erfolg verhandelt wurden. Die Türkei, ein Nato-Verbündeter, wendet sich ab. In der Krise um die Ukraine und in den Beziehungen zu Russland wird nicht erkennbar, worauf die Administration hinauswill. Längst ist der «Reset» begraben, der das Verhältnis zu Moskau auf eine neue Basis hätte stellen sollen. Die Ukraine und die Europapolitik werden de facto an Angela Merkel delegiert.

Dazu kommt die militärstrategische und politische Ausrichtung auf Asien, die – wenn sie ernst gemeint ist – einen Grosseinsatz politischer und militärischer Mittel bedingt. Der Rüstungsabbau, zu dem das Pentagon gezwungen wird, hilft dabei nicht.

Das Militär klagt über «Mikro-Management» des Weissen Hauses – wie zu Zeiten der Vietnam- und Balkankriege wählen Politiker einzelne Bombenziele aus und verbieten andere. Nicht alles lehrt die Geschichte, doch gewisse handwerkliche Grundkenntnisse könnte man sich aneignen.



Treuer Diener seines Herrn: Ex-Verteidigungsminister Hagel (l.), Präsident Obama.

Mörgeli

Bedauern mit Paul Scherrer

Von Christoph Mörgeli

Der Nationalrat bestattet gegenwärtig die schweizerische Kernenergie. Und zwar im vollen Wissen, dass unserer Energieversorgung schon in wenigen Jahren Milliarden von Kilowattstunden fehlen werden. Dabei leben wir seit fünfzig Jahren klaglos mit sicherer Kernkraft. Jetzt will eine autistisch-undiszipliniert denkende Mehrheit in Bundesrat und Bundesversammlung von dieser bewährten Lösung abkehren.

Der Schweizer Kernkraftpionier Paul Scherrer (1890–1969) würde sich im Grabe umdrehen. Nachdem 1932 in Cambridge die erste künstliche Kernumwandlung gelungen war, verlegte dieser St. Galler Professor seine Forschung ganz auf die Atomtechnologie. 1940 richtete er an der ETH einen der frühesten Teilchenbeschleuniger seiner Zeit ein. Aus der neutralen Schweiz verfolgte der Experimentalphysiker den aufkommenden politischen Totalitarismus und Rassenaberglauben mit Abscheu. Während des Zweiten Weltkriegs stand er den Alliierten nahe und orientierte den amerikanischen Geheimdienst über den Stand der deutschen Atomforschung.

Paul Scherrer prägte gemeinsam mit dem Unternehmer Walter E. Boveri die Nuklearpolitik der schweizerischen Nachkriegszeit. 1946 ernannte der Bundesrat Scherrer zum Präsidenten der Studienkommission für Atomenergie. 1954 war er an der Gründung des Centre européen pour la recherche nucléaire in Genf beteiligt. Dort wurde 1960 der grösste Atombeschleuniger der Welt eingeweiht. Von 1955 bis 1993 war in Zusammenarbeit mit der Industrie der erste Uranreaktor, «Saphir», am Eidgenössischen Institut für Reaktorforschung in Würenlingen in Betrieb. 1988 wurde dieses vom Bund getragene Forschungszentrum mit heute fast 1900 Mitarbeitern in Paul-Scherrer-Institut umbenannt.

Als Dozent, Forschungsmanager und Popularisator verströmte Paul Scherrer eine frohe, zuversichtliche Stimmung. Er neckte seinen ETH-Kollegen Wolfgang Pauli (Nobelpreis 1945) wegen dessen experimenteller Ungeschicklichkeit («Pauli-Effekt»). Scherrer hätte bei allem Optimismus wohl kaum vorausgesehen, dass die Kernenergie dereinst vierzig Prozent des Schweizer Energieverbrauchs ausmachen würde. Noch weniger verstanden hätte er aber die irrationale Skepsis gegenüber der atomaren Energieversorgung und den geplanten «Atomausstieg». Armer Paul Scherrer. Er wird gegenwärtig zum zweiten Mal beerdigt.

Der Autor ist Historiker und SVP-Nationalrat.

Bodenmann

Marignano, Schwarzenbach, Ebola

Von Peter Bodenmann — Nach 1515: Eine Million Schweizer Söldner mordeten und brandschatzten während dreier Jahrhunderte.



Ohne Rücksicht auf Verluste: Schlacht bei Marignano, 1515.

Nächstes Jahr feiern unsere Fremdenfeinde die Niederlage von Marignano: Die Schweiz müsse sich und anderen Grenzen setzen.

Blicken wir zurück: Die Schweizer Patrizier waren 1515 gezwungen, ihr Geschäftsmodell zu ändern. Sie eroberten nicht mehr mit eigenen Truppen fremde Landstriche, um sie als Untertanenland auszupressen. Nein, sie begnügten sich damit, die Tessiner, Unterwalliser, Waadtländer und Aargauer weiterhin zu unterdrücken. Bis drei Jahrhunderte später die Truppen Napoleons die Untertanengebiete von den freundeidgenössischen Besitzern befreiten.

Alpine Schädelknacker

Parallel dazu verkauften die noblen Familien während 350 Jahren eine Million Söhne der Alpen als Söldner an alle, die bezahlen wollten und konnten. An Könige, Kaiser und Päpste. Schweizer Söldner waren gesucht, weil sie ohne Rücksicht auf Verluste töteten, plünderten, brandschatzten und vergewaltigten.

Die alpinen Bauhaufschlitzer und Schädelknacker verbreiteten im Interesse ihrer Feudalherren Angst und Schrecken. Und kehrten, wenn sie überlebten, oft nur verstümmelt zum Sterben in die Alpentäler zurück.

Die gut eine Million Schweizer Söldner unterstanden – wie die Amerikaner heute in Afghanistan – nicht der Gerichtsbarkeit der Län-

der, in denen sie ihre Schandtaten zwecks Broterwerb begingen, sondern dem Recht der Pfyffer, de Weck, Stockalper und Konsorten. Deren Geschäftsmodell war nach Marignano während Jahrhunderten einfach und rentabel zugleich: Kompanien zum halben Preis einkaufen und zum doppelten Preis verkaufen.

Heute ist alles anders, friedlicher und besser: Niemand auf der Welt will im Kampf gegen Ebola die Gratishelikopter der besten Armee der Welt beanspruchen. Weil niemand Schweizer Söldner will, die Angst vor ein paar leicht kontrollierbaren Ebolaviren haben.

Auch sonst wendet sich vieles zum Guten: 1970 stimmten 46 Prozent der Schweizer Männer – die Frauen hatten damals immer noch kein Stimmrecht – für die Schwarzenbach-Initiative. Der Hass, vor allem auf die Italiener, kannte wenig Grenzen. Bei der Annahme der Schwarzenbach-Initiative – deren Sekretär bereits Dr. Ulrich Schlüer war – hätten 350 000 Fremdarbeiter die Schweiz verlassen müssen.

2014 stimmten nur lächerliche 26 Prozent der Schweizerinnen und Schweizer für die Ecopop-Initiative, die keinen Ausländer heimschicken wollte. Sondern nur die Nettozuwanderung auf 16 000 Menschen pro Jahr begrenzen wollte.

Der Bundesrat kann aufatmen.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

Die Süsse der Schwärze

Von Kurt W. Zimmermann — Eine Zeitung, die nicht mehr auf Papier gedruckt wird, ist schwach und machtlos. Basta.

Als Ersten erwischte es den *Jyllands-Posten*. Das dänische Blatt hatte 2005 ein paar Mohammed-Karikaturen gedruckt. Die Folge waren über eintausend Hackerangriffe, um die Website der Zeitung lahmzulegen.

Inzwischen hat dies Methode. Die Website der russischen *Nowaja Gaseta* wurde von Hackern geblockt, weil sie über Korruption berichtet hatte. Die britische *Sun* wurde digital lahmgelegt, weil ihr Besitzer der umstrittene Rupert Murdoch ist. Die Computer der *New York Times* wurden attackiert, weil sie die Politik Chinas kritisierte.

Letzte Woche gab es auch eine Cyberattacke in der Schweiz. Die Website der *Weltwoche* war tot, weil Satiriker Andreas Thiel gegen den Koran polemisiert hatte. Der Text war zwar kein intellektuelles Glanzlicht, aber darum geht es nicht.

Bemerkenswert ist vielmehr, wie fragil die elektronischen Ausgaben der Zeitungen sind. Jeder talentierte Computerspezialist kann heute eine missliebige Publikation im Internet verhindern. Unbequeme Zeitungen und ihre Artikel können jederzeit abgeblockt und unterdrückt werden.

Das ist neu und beunruhigend für die Branche. Die Auslieferung von gedruckten Blättern zu verhindern, wurde zwar auch schon versucht. Es misslang aber meistens, weil das logistisch in einer freien Gesellschaft kaum durchführbar ist. Zeitungsblockaden gelangen nicht einmal den britischen Gewerkschaften in der Ära Margaret Thatcher und nicht einmal bei den 68er Protesten gegen Axel Springer.

Wenn der digitale Auftritt von Zeitungen aber derart leicht zu zerstören ist, dann stellt sich auch eine gesellschaftspolitische Frage: Ist die «vierte Gewalt» noch eine Gewalt, wenn diese Gewalt jederzeit ausgeschaltet und ausgehebelt werden kann?

Die Antwort ist: Nein.

Zeitungen, die nicht publizieren oder publizieren können, sind keine Zeitungen. Verlage sind darum gut beraten, nicht allein auf ihre zerbrechlichen Onlineplattformen zu setzen. Mit Sicherheit und mit Stabilität, und geschützt vor Gegenattacken, erscheint die Presse nur in gedruckter Form.

Damit können wir für einmal etwas nostalgisch werden.

Wer den Duft jemals in der Nase hatte, vergisst ihn nie wieder. Es ist der verführerische Duft von Pigmenten, Russ und Harz. Für viele Zeitungsleute hat er etwas Erotisierendes.



Erotisierend: echte Zeitung.

Es ist der erotisierende Geruch der Drucker-schwärze. Es ist the «sweet smell of printer's ink», wie ihn der britische Autor Michael Frayn in seinem Roman über die Zeitungsbranche beschreibt.

Vor einem Monat stieg der Geruch wieder einmal auch Vertretern von ausserhalb der Presse in die Nüstern. In Aarau luden die AZ Medien zur Einweihung ihrer neuen Zeitungsdruckmaschine, einer Koenig & Bauer.

Kurz darauf kündigte die NZZ-Gruppe an, ihre Druckerei zu schliessen. Das Blatt wird künftig bei Tamedia gedruckt. Tamedia ist der absolute Marktleader im Land. Sie hat allein in der Deutschschweiz acht Koenig-&-Bauer-Druckmaschinen vom Typus «Commander 6/2» in Betrieb, fünf davon in ihrem Druckzentrum Bubenberg in Zürich. Die gedruckte Gesamtauflage liegt bei gewaltigen 91 000 Tonnen Papier pro Jahr.

AZ Medien und NZZ liegen mit ihrer Strategie zwar auseinander. Der eine investiert, der andere lagert aus. Gemeinsam aber ist ihnen, dass beide ihre Blätter weiter drucken wollen.

Wenn wir früher Zeitung machten, sind wir nach Redaktionsschluss, so gegen morgens um eins, mitunter in die Druckerei hinausgefahren. Wir haben ein paar Biere mitgenommen und haben zugeschaut, wie sich die gewaltigen Zylinder zu drehen begannen.

Dann kam der Duft: the sweet smell of ink.

Wassermelonen

Von Beatrice Schlag — Ferguson und kein Ende.

Das der in Ferguson freigesprochene Polizist Darren Wilson, der den unbewaffneten Teenager Michael Brown erschoss, inzwischen den Polizeidienst quittierte, ist bekannt. Möglicherweise etwas weniger bekannt ist, wie Wilson den jungen Mann beschrieb, von dem er sich bedroht fühlte. So bedroht, dass Brown bei seinem Tod acht Polizeikugeln in seinem Körper hatte. In einem Interview sagte Wilson, selber fast zwei Meter gross, er habe sich Brown gegenüber gefühlt «wie ein Fünfjähriger, der von Hulk Hogan festgehalten wird». Eine schwarze TV-Kommentatorin fragte, ob Wilson möglicherweise auch Rauch aus Browns Nase habe kommen sehen. Und ob es ausser ihr jemandem befremdlich vorkomme, dass er Brown schildere wie eine Comicfigur. Nicht als Mensch, sondern als schwarzer Cartoon. Die Geschichte ist immer die gleiche, wenn in den USA ein unbewaffneter Schwarzer von der Polizei erschossen oder zusammengeschlagen wird: Michael Brown in Missouri, Trayvon Martin in Florida, Rodney King in Los Angeles. Langgehegte Wut wird zu mehr oder weniger grossem Protest, der irgendwann verebbt, und nichts hat sich geändert.

Vor wenigen Tagen schrieb die schwarze USAutorin Jacqueline Woodson in der *New York Times* über Wassermelonen. Sie wuchs in South Carolina auf und liebte Wassermelonen. Bis sie von gelynchten Schwarzen hörte, die umringt von aufgehängten Wassermelonen starben. Und bis sie, inzwischen in Brooklyn wohnend, in Bibliotheken Zeichnungen von Schwarzen sah, die unter Bäumen sass und glücklich lächelnd in Wassermelonenschnitze biss. Wassermelonen waren in den USA Sklavenfrüchte. Woodson wurde allergisch darauf. Ob aus physischen oder psychischen Gründen, weiss sie nicht. Sie redete darüber mit Freunden. Als sie im November den National Book Award in der Kategorie Jugendbuch gewann, sagte der Moderator der Veranstaltung, mit dem sie befreundet war, sie sei übrigens allergisch auf Wassermelonen: «Leute, denkt einmal darüber nach.» Er wollte sagen, es sei nun wirklich vorbei mit der Ungleichheit der Rassen. Jacqueline Woodson war entsetzt über seine Ignoranz. Solange Geschichte reduziert bleibt auf das, was Sieger darunter verstehen, ist Ruhe eine Illusion. Besser ist Ferguson nicht zu erklären.



Leserbriefe

«Mohammed ist nicht der Einzige, der die Dummen und Mutlosen mit der Gesandte-Gottes-Strategie unter sich zwingt.» Roger Leu



«Rote Köpfe»: Titel der letzten Ausgabe.

Den kritischen Blick erweitern

Nr. 48 – «Der Schatten des Ostens»;
Andreas Thiel über den Koran

Aufklärung bedeutet, durch rationales Denken alle den Fortschritt behindernden Strukturen zu überwinden (Wikipedia). Es ist die Aufgabe von Denkern aller Richtungen, Philosophen, Schriftstellern, Wissenschaftlern und Journalisten, dies zu tun. Wir können die Muslime nicht dazu beitragen, zu Zarathustra zu konvertieren, aber ihnen den kritischen Blick erweitern und den historischen Kontext des Korans in Erinnerung rufen. «La religion est l'opium du peuple», sagte schon Karl Marx. Es sollte uns aber nicht hindern oder entmutigen, solche fundierten Botschaften immer wieder zu vermitteln! *Daniel Ryser, Bolligen*

Statt über Schleier und Minarette müssen wir über den Koran diskutieren. Das Buch ist keine Lebenshilfe, sondern ein einziger ausschweifender Erpresserbrief. Entweder der Leser gehorcht dem Willen Mohammeds und dessen Gottes, oder ihn erwartet qualvolle Strafe. Mohammeds Gott ist der rachsüchtige Tyrann des Alten Testaments, der grausame Vater, der seine Kinder angeblich liebt, sobald sie Widerstand leisten aber aufs Schlimmste verprügelt. Mohammed war und ist nicht der Einzige, der die Dummen und Mutlosen mit der Gesandte-Gottes-Strategie unter sich zwingt, aber vielleicht der Erfolgreichste. Es ist faszinierend und äusserst gefährlich, dass sein Machtwillen noch heute wirkt, fast 1400 Jahre nach seinem Tod. *Roger Leu, Rapperswil*

Dass das einseitige, jeglichen Kontext ausblendende Pamphlet von einem ansonsten klugen Kabarettisten stammt, macht die Sache nicht besser. Sollte die *Weltwoche* noch mehr Budget für derartige journalistische Untiefen haben, stelle ich mich gerne zur Verfügung, ein analoges Sündenregister für die Bibel zusammenzustellen. Das in durchaus vergleichbarem Kontext einer antiken Stammeskultur entstandene Alte Testament bietet dafür bekanntlich reichlich Stoff – bis hin zur Bejahung von Völkermord und ethnischen Säuberungen. Und selbst das im Rahmen der griechisch-römischen Zivilisation entstandene Neue Testament enthält zahlreiche «Nettigkeiten», vom (nicht nur aus heutiger Sicht) frauenfeindlichen Paulus bis zum dezidiert antijudäischen Johannes. *Sebastian Grüninger, Buchs*

Es ist allerhöchste Zeit, dass man die Bücher auf tut und ehrlich darüber diskutiert! Es ist ebenfalls dringend nötig, dass die Muslime umfassend damit konfrontiert werden – was in Europa eigentlich noch möglich sein sollte! Ob den Schweizer Politikern, Juristen und Sozialhelfern jetzt vielleicht doch endlich die Augen aufgehen? *Dr. Wolfgang Hebeisen, Villars-sur-Glâne*

Wenn es der vereinigten Weltgemeinschaft nicht gelingt, die Muslime zur Revision der «heiligen Bücher» und zur Anpassung des Korans an die Menschenrechte, die Uno-Charta und an die Verfassungen zu bewegen, wird die Welt – auch das Abendland – sehr bald in Blut und Tränen versinken. Der Koran ist hochrassistisch und teilt die Welt in Gläubige und

«unwertes Leben» (alle Nichtmuslime). Diese müssen mit dem Schwert vernichtet werden (Dschihad). Ebenso müssen Konvertiten verfolgt und ermordet werden. Der Koran verstösst aber auch gegen die Verfassung und entrechtet die Frauen, nennt sie minderwertig gegenüber den Männern. Falls die Muslime ihren hetzerischen, mörderischen und frauenfeindlichen Koran nicht revidieren, muss der Koran verboten werden. *Willy Schmidhauser, Dettighofen*

Dieser Text wäre geeignet, für den Religionsunterricht in den Lehrplan aufgenommen zu werden. Seit längerer Zeit steht die Forderung im Raum, in der Schweiz Koranschulen zu eröffnen. Ich glaube kaum, dass es für einen heranwachsenden Menschen förderlich ist, Suren auswendig zu lernen, die ihn zur Versklavung, Unterdrückung oder gar zum Töten seiner «ungläubigen» Mitmenschen auffordern. Dienlicher wäre wohl eine solide naturwissenschaftliche Schulbildung und in der Freizeit eine Beschäftigung mit den erbaulichen Dingen des Lebens. Für das Gesamtwohl unserer Gesellschaft wäre dies der zielführende Weg. *Andreas Locher, Oberburg*

Selbst wenn diese *Weltwoche*-Ausgabe für rote Köpfe sorgen oder für einige eine Schockwirkung haben wird und sie zu einem Aufschrei in der muslimischen Welt führen könnte, gibt die prägnante Abhandlung einen kleinen, aber exzellenten Einblick in den ideologischen Kodex des Islam, der sich aus dem Koran, den Hadithen und dem Schiarierecht zusammensetzt. Die Islamisten beziehen sich genau auf diesen Kodex. Im Koran gibt es auch friedliche Passagen. Man muss jedoch wissen, dass sie aus der Mekka-Zeit stammen. Die kriegerischen, mit Hass und Gewalt erfüllten Suren sind aus der jüngeren Medina-Zeit und lösen gemäss Islam alle vorherigen, zu ihnen widersprüchlichen Suren aus der älteren, friedvollen Mekka-Zeit ab. Was mich persönlich am meisten schockiert, ist die Tatsache, dass trotz all dieser Fakten die Eidgenössische Kommission gegen Rassismus (EKR) den Koran nicht schon längst verboten hat. *Heinrich Vettiger, SVP-Stadtrat in Wetzikon ZH*

Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert. Postadresse: Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.

Da wird der Koran und damit die ganze islamische Gesellschaft übel beschmutzt in einer Zeit, in der sowieso schon ein sehr angespanntes Verhältnis herrscht und die Weltbevölkerung eh schon fast Angst hat, dass jeder Araber auch gleich ein Terrorist ist. Bevor ihr wieder solchen Mist veröffentlicht, solltet ihr oder der Andreas Thiel zuerst mal ein paar Monate oder Jahre in einem islamischen Land mit Familien zusammenleben, bevor ihr überhaupt in der Lage seid, euch ein Bild über eine ganze Religion und Kultur zu machen. Ich lade euch sehr gerne für ein paar Tage zu meiner arabischen Familie in Marokko ein. *Roger Müller, per Mail*

Um die Attentate von 9/11 im Namen Allahs zu verstehen, habe ich damals sofort eine Übersetzung des Korans gelesen. Ich habe in meinem Leben noch nie ein schrecklicheres und blutrünstigeres Buch gelesen als eben den Koran. Dies erwähne ich auch immer wieder bei vielen Gelegenheiten, aber die meisten meiner Mitbürger bezichtigen mich der Islamophobie, und viele mussten mir nun angesichts des islamischen Terrors nicht nur in Syrien und Irak, sondern weltweit recht geben. Dies ist für einen unermüdlichen Rufer in der Wüste ein schwacher Trost. Wie Islamexperten immer wieder betonen, werden uns die terroristischen Auswüchse noch über sehr lange Zeit beschäftigen, denn solange Menschen glauben, dass sie durch diese abscheulichen Taten ins Paradies gelangen, werden sich immer wieder Kämpfer für diese Ideologie finden. *Ronald Wild, Zollikon*

Danke für die Thesen. Sie sind ganz im Sinne einer Aussage einer unerschrockenen Verfechterin eines fortschrittlichen Islam, Saïda Keller-Messahli: Im Diskurs mit den Muslimen die heiklen Aspekte des Islam nicht anzusprechen, sei reine Pflege der Gemütlichkeit. Wer sich in dieser «Gemütlichkeit» wohl fühlt, ist blind gegenüber den unsäglichen Folgen des gewaltbereiten Islam. Sei es im Nahen Osten oder bei uns im sogenannten christlichen Abendland. Der IS und Gesinnungsgenoss/-innen morden im Namen Allahs alle Ungläubigen, Mann, Frau und Kind. Nicht ausgenommen die eigenen Glaubensgeschwister. Wer hat sich schon medienwirksam getraut, aus solcher «Gemütlichkeit» auszubrechen? Oder hat man Angst vor den unerbittlich Toleranz einfordernden islamistischen Drogebärden eines Islamischen Zentralrats der Schweiz und seiner Gesinnungsgenoss/-innen? *Hanspeter Mohler-Meyer, Liestal*

Die Bibel und der Koran sind ethisch und moralisch vollkommen inakzeptabel! Uns bleibt die leise Hoffnung, dass Jahwe und Allah baldmöglichst den antiken Göttern in den Hades des Vergessens und der Bedeutungslosigkeit folgen. *Paul Duijts, Morbio Inferiore*

Gegenrede

Verdrehte Fakten

SRG-Journalisten werden nicht wie Heilige behandelt.

Von Roger Blum

Wäre Kurt W. Zimmermanns Medienkolumne («Hosianna und Halleluja»; *Weltwoche* Nr. 47) eine Radiosendung gewesen, wäre er wegen Manipulation des Publikums verurteilt worden. Er wollte beweisen, dass Beanstandungen und Beschwerden gegen SRG-Sendungen allesamt abgeschmettert werden. Dies konnte er aber nur, weil er Fakten verdrehte. Ombudsmann Achille Casanova hält jeweils etwa ein Viertel der Beanstandungen für berechtigt, 2013 waren es dreissig Prozent. Zu behaupten, SRG-Journalisten würden wie Heilige behandelt, entbehrt daher jeder Grundlage.

Die Unabhängige Beschwerdeinstanz (UBI) wendet das Radio- und Fernsehgesetz an. Sie führt eine Rechtskontrolle durch (die bei Weiterzug durch das Bundesgericht überprüft wird). Nicht jeder handwerkliche Fehler im Journalismus bedeutet eine Rechtsverletzung. Im Vordergrund steht die Medienfreiheit: Die Programmautonomie der Sender gilt viel. Gleichzeitig schützt die UBI das Publikum, wenn es in der Meinungsbildung manipuliert wird.

Die UBI hat denn auch jedes Jahr Beschwerden gutgeheissen – ausser 2013. Just jenes Jahr hat Zimmermann herausgegriffen, um seinen abwegigen Beweis zu führen. Der Medienbezug fehle bei Casanova und sieben der neun UBI-Mitglieder, behauptete Zimmermann weiter. Fakt ist, dass Casanova 21 Jahre lang Journalist war und sechs von neun UBI-Mitgliedern eigene Medienerfahrung aufweisen. Die Ombudsstelle und die UBI seien staatsnah?

Im Gegenteil: Niemand darf den beiden Instanzen dreinreden. Sie sind völlig unabhängig – vom Staat und von den Medien. Und anders als der Bundesrat oder Medien-Verwaltungsräte entscheidet die UBI vollkommen transparent: Ihre Sitzungen sind öffentlich – die nächste ist am 12. Dezember.

Roger Blum ist Medienwissenschaftler und Präsident der Unabhängigen Beschwerdeinstanz für Radio und Fernsehen (UBI).

Clever sparen!

Jetzt nur 450.–/Monat

Wir könnten unsere Preise auch auf 650.–/Monat erhöhen. Wollen wir aber nicht!

220'000 Impressions pro Monat
itjobs.ch
 KARRIERE AUF SICHER
 Das marktführende Stellenportal für IT-Spezialisten

200'000 Impressions pro Monat
medic jobs
 Das Stellenportal für Medical-Stellen

180'000 Impressions pro Monat
worker jobs.ch
 Das Schweizer Stellenportal für Handwerker

300'000 Impressions pro Monat
STELLEN-ANZEIGER
 Das Schweizer-Jobportal
 Das Schweizer All-Branchen Portal



Testen Sie uns:
info@stellen-anzeiger.ch

stellen-anzeiger.ch GmbH
 Technoparkstrasse 1
 8005 Zürich
 044 440 10 80

Jubiläum der Vernebelung

Obwohl die Kritik am Gerichtshof in Strassburg immer lauter wird, wischen Bundesrat und Parlament sämtliche Einwände weg. Der Festakt zum 40. Jahrestag des Beitritts zur Menschenrechtskonvention soll vergessen machen, wie fragwürdig der Entscheid von 1974 war. *Von Markus Schär*



«Verbindung ohne Verfalldatum»: Justizministerin Sommaruga.

«Meine Damen und Herren», sagt die sozialdemokratische Justizministerin, als sie zum Schluss ihres Referats ansetzt: «Sollten Sie der Meinung sein, ich hätte mich bisher einigermaßen differenziert geäußert, dann würde mich das freuen.» Eine Viertelstunde lang ist Bundesrätin Simonetta Sommaruga auf die Kritik an der Europäischen Menschenrechtskonvention (EMRK) eingegangen, vor allem auf jene am Strassburger Gerichtshof, dass er sie eigenmächtig auslege. In der vollen Aula der Uni Zürich sitzt dabei die Schweizer RichterIn, Professorin Helen Keller, in der ersten Reihe vor ihr. Dann aber wischt die Justizministerin alle Einwände weg. «Die Schweiz und die EMRK», sagt sie zum Schluss ausdrücklich im Namen der Landesregierung, «das ist eine Verbindung ohne Verfalldatum.»

Seit vierzig Jahren hält diese Beziehung – aber nicht für alles soll sie ewig halten. Die Kritik

am Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte (EGMR) regt sich europaweit immer lauter, besonders in Grossbritannien und den Niederlanden. In der Schweiz kommt sie von Professoren und Diplomaten, von Bundesrichtern und sogar von einem Bundesrat: Ueli Maurer (SVP) stellte in der Landesregierung das

«Man wusste zum Zeitpunkt des Beitritts, dass der Gerichtshof die Konvention dynamisch auslegt.»

Kündigen der EMRK zur Diskussion. (Und die NZZ mit ihrer Standleitung zum Aussendepartement tat ihm den Gefallen, dies per Indiskretion bekanntzumachen.)

Wegen der Kritik gilt es, wider alle Gepflogenheiten ein Vierzig-Jahr-Jubiläum zu feiern: den Jahrestag des Beitritts der Schweiz zur

Menschenrechtskonvention am 28. November 1974. Der Bundesrat nahm beflissen von Ständerat Hans Stöckli (SP) den Auftrag entgegen, zu diesem Anlass einen Bericht zu liefern. Und die Bundesversammlung führt am kommenden Dienstag «Feierlichkeiten» durch – samt Rede des EGMR-Vorsitzenden, des Luxemburgers Dean Spielmann. Nationalrätin Christa Markwalder (FDP) forderte dies per Motion; weil das Parlament ihren Vorstoss aber vor sich her schob, drückte sie es einfach im Büro des Parlaments durch, in dem sie als Vizepräsidentin des Nationalrats sitzt.

Vor allem dachten am letzten Freitag bei einem Seminar an der Uni Zürich die Koryphäen des Völkerrechts über die EMRK und die Schweiz nach. Und den Abschluss machte Bundesrätin Sommaruga mit ihrer Rede. Dabei stützte sie sich ausdrücklich auf ein Referat, das der Direktor des Bundesamtes für Justiz,

Martin Dumermuth, am Schweizerischen Juristentag hielt und das sich diese Woche in der Schweizerischen Juristen-Zeitung findet.

Die Justizministerin ging, wie ihr Amtschef, vorgeblich auf die Kritik am EGMR ein. Einerseits: «Der Gerichtshof sei unberechenbar geworden, weil er sich vom Konventionstext entfernt und eine ausufernde Praxis entwickelt habe. Das sei zum Zeitpunkt des Beitritts nicht vorhersehbar gewesen und auch nicht gewollt.» Andererseits: «Die Konvention sei nicht demokratisch beschlossen worden.»

Dagegen beteuerte sie: «Man wusste zum Zeitpunkt des Beitritts sehr wohl, dass der Gerichtshof die Konvention dynamisch auslegen würde.» Und: Die Schweiz gehöre der EMRK «in völliger Übereinstimmung mit den demokratischen Spielregeln» an, weil erstens die Ratifikation von 1974 nicht dem Staatsvertragsreferendum unterstand, weil zweitens niemand eine Volksabstimmung über Änderungsprotokolle verlangte und weil drittens die Menschenrechte gemäss der EMRK auch in der Bundesverfassung von 1999 stehen. Was hat es damit auf sich? Es lohnt sich, auf der Website des Parlaments die Debatte von 1974 nachzulesen. Die Lektüre zeigt, dass Sommaruga und Dumermuth Geschichtsklitterung betreiben – anders gesagt: Propaganda.

Warnung vor Missbrauch

«Hören wir kurz hinein in die ständerätliche Debatte vom 27. Juni 1974», schreibt Martin Dumermuth in seinem Referat. Er zitiert allerdings, alles Unpassende auslassend, nur einen Standesherrn, ausgerechnet den Glarner Peter Hefti (FDP), der für die Kommission berichtete. Der Erzkonservative wies darauf hin, wie wichtig es sei, auf welche Weise die Menschenrechte umgesetzt würden, denn ihr Gehalt ergebe sich erst aus der Praxis der Behörden, die über die Anwendung entscheiden: «Dass diesen Behörden ein weiter Spielraum verbleibt, ist allgemein anerkannt und hat die Geschichte immer wieder gezeigt.» Das genügt dem Direktor des Bundesamtes für Justiz, also dem juristischen Gewissen der Verwaltung, um leicht hin festzustellen: «Man kann heute also kaum behaupten, beim Beitritt zur EMRK sei eine dynamische Anwendung der Konvention nicht zu erwarten gewesen.»

Dabei unterschlagen Dumermuth und in seinem Gefolge Sommaruga, dass Peter Hefti – gerade auch in der zitierten Passage – davor warnte, dass die Behörden in der Praxis die Menschenrechte missbrauchen könnten, wie sich in der Weimarer Republik zeigte: «Der Erfolg war, dass die Menschenrechte gerade auch denen als Schutz und Waffe dienten, welche die Zerstörung dieses Gutes anstrebten und ihre unheilvollen Zwecke schliesslich auch erreichten.» Er mahnte deshalb mehrmals: «Hoffen wir, dass die Praxis von Kommission und Gerichtshof unseren berechtigten und bewähr-

ten eigenen Anschauungen einigermaßen entspricht.» Nirgends findet sich ein Beleg dafür, dass die Ständeräte ahnten, welche Kompetenzen sich der EGMR anmassen würde: als «living instrument», wie es Dumermuth und Sommaruga ausdrücken, oder gar als «Motor der Menschenrechte», wie ihn Richterinnen Helen Keller anpreist.

Die Befürworter des Beitritts verharmlosten in der Debatte durchwegs die Bedeutung dieses Schritts: Der Gerichtshof in Strassburg, der seit seiner Gründung 1959 nur achtzehn Individualbeschwerden behandelt habe, könne keine Entscheide fällen und keine Schweizer Urteile kassieren; wie der St. Galler Sozialdemokrat Mathias Eggenberger beteuerte, gebe es also «nicht eine verkappte Einführung der Verfassungsgerichtsbarkeit». Der konservative Appenzeller Raymond Broger wies zwar darauf hin, dass die Schweiz das erste Zusatzprotokoll nicht unterzeichnen könne, weil dessen Forde-

«Fremden Richtern werden Rechte zuerkannt, die unserem Bundesgericht versagt bleiben.»

rung nach geheimen Wahlen die Landsgemeinde nicht mehr zuliesse. Er flunkerte aber: «Im Grunde genommen ist diese Europäische Menschenrechtskommission gar nichts anderes als eine Art Ombudsmann, der sich in eine feierliche Toga eines ganz feierlichen Richters geworfen hat. Eine Einschränkung unserer Souveränität ist von dieser Seite her nach meiner Auffassung nicht im Geringsten zu befürchten.»

Die Kritiker im Nationalrat sahen klarer, sie sagten die Kritik am EGMR voraus, die heute sogar die Justizministerin teilt. Otto Fischer (FDP), der legendäre Gewerbeverbands-Direktor, hielt den Verharmlosern vor, es stimme nicht, dass die Entscheide aus Strassburg für die Schweiz unverbindlich blieben: «Wenn sich nun irgendjemand in Strassburg beschwert, und wenn dann das Ministerkomitee oder der Gerichtshof zum Schlusse kommen: «Jawohl, da ist nach unserer Auffassung irgendetwas nicht in Ordnung» – und das ist sehr wohl möglich, denn die Weltanschauungen der Ausländer sind nicht unbedingt so wie die unsrigen –, dann kann über die Institution, über die wir heute zu beschliessen haben, das schweizerische Rechtswesen beeinflusst werden. Letztinstanzliche Urteile müssen dann abgeändert werden.» Denn die Schweizpflege «völkerrechtliche Verträge peinlich genau einzuhalten».

James Schwarzenbach, Fraktionschef der Republikaner, warnte vor der «neuerlichen Beschneidung unserer garantierten Souveränität, indem in Zukunft die schweizerische Legislative zu einer die Wünsche des Auslandes berücksichtigenden nachvollziehenden Behörde wird». Und Werner Reich, ein promovierter

Zürcher Jurist, der von der FDP zu den Republikanern gestossen war, holte weit aus – aus heutiger Sicht mit Recht. Er mahnte, die Schweiz nehme «die weitestreichende Integration der Menschenrechtskonvention» vor: «Die Ratifikation löst bei uns einen vollautomatisierten Rechtsstaatsmechanismus aus, nicht nur im Bund, sondern auch in den Kantonen, bis hinunter zum Individuum.» Und er wies darauf hin, dass die Schweiz damit hinterücks die Verfassungsgerichtsbarkeit einführe, die das Volk ablehne: «Fremden Richtern werden Rechte zuerkannt, die unserem Bundesgericht versagt bleiben.» Der klarsichtige Warner musste sich wegen seiner «Weitschweifigkeit» verhöhnen lassen; Berichterstatter Walter Renschler (SP) spottete über sein «Holzbrett vor dem Kopf».

Gelebte Verhältnisse fortgeschrieben

Im Ständerat verlangte Peter Hefti (!), das Volk müsse angesichts der weitreichenden Folgen über den Beitritt zur EMRK abstimmen können, und bekam nur vier Stimmen für seinen Antrag. Im Nationalrat erzielte James Schwarzenbach immerhin 36 Ja gegen 65 Nein. Seit 1974 ergab sich – anders, als es Sommaruga und Dumermuth behaupten – kein Anlass mehr, die Anerkennung der EMRK dem Volk vorzulegen: Die Bundesverfassung von 1999, die immerhin zehn Stände ablehnten, schrieb angeblich nur die gelebten Verhältnisse fort. Und beim 14. Zusatzprotokoll von 2004, als ein Staatsvertragsreferendum möglich gewesen wäre, gab es keinen Grund zu Einspruch, weil es die Kritik an der Arbeit des EGMR aufnahm (aber bis heute nicht umsetzte).

Nach der Debatte von 1974 nahm der damals noch 44-köpfige Ständerat übrigens den Beitritt der Schweiz zur EMRK mit 27 Stimmen an, der 200-köpfige Nationalrat mit 87 Ja gegen 15 Nein. So viel zur demokratischen Legitimation. ○



Echt
DEVON
Juwelen & Uhren
Rennweg 18
8001 Zürich
www.devon.ch +41 44 222 00 55
© DESIGN DEVON UELI KÜNG

Sieht so ein Teufel aus?

Medien holen die Keule hervor, wenn sie über Linda Camenisch schreiben. Die Zürcher FDP-Kantonsrätin und Sozialvorsteherin von Wallisellen verkörpere eine neue soziale Härte. Wir treffen eine charmante, weltoffene Reformerin mit frischen Ideen. Von Philipp Gut und Mirko Ries (Bild)



«Sie kommen wegen der Prämienverbilligung?»: Politikerin Camenisch.

Sie sei eine politische «Hardlinerin», schrieben im Gleichschritt *Tages-Anzeiger* und *Neue Zürcher Zeitung*. Von einem «Putsch» war die Rede, man brachte sie in Verbindung mit der amerikanischen Tea Party – *so gruusig!* – und beschimpfte sie gar als asozial und menschenverachtend. Eine «Totengräberin» des Sozialstaats wollen manche in ihr erkennen. Sie politisiere auf der *ligne blocherienne*, schrieb der welsche *Le Temps*. Gemäss dem Bild, das Medien und gewisse Politiker in den letzten Tagen von Linda Camenisch zeichneten, musste man sich warm anziehen und sich auf eine Art politisches Monster einstellen, das einen Eishauch unmenschlicher Gefühlskälte verbreitet.

Wir machen die Probe aufs Exempel. Orts-termin auf der Gemeindeverwaltung in 8304 Wallisellen, Zürcher Agglomeration, seit Generationen bekannt durch Autobahnkreuz und Kinderreim («Aazelle, Bölle schelle»). Das Gebäude atmet den Charme eines Zivilschutzbunkers. Der Empfang ist freundlich: Die Empfangsdame weist den Weg in die Sozialabteilung, der Linda Camenisch vorsteht. «Sie kommen wegen der Prämienverbilligung?», fragt eine weitere hilfsbereite Mitarbeiterin, kaum dass der Reporter die nächste Tür öffnet. Sieht so soziale Kälte aus?

Dann der Auftritt der Hauptperson, die so viele böse Schlagzeilen provoziert hat. Dem

Wer Sozialhilfe beziehe und somit auf Kosten der Allgemeinheit lebe, sei nicht mehr völlig frei.

Besucher schreitet eine zierliche, elegant gekleidete Frau entgegen. Dunkelblauer Hosenanzug, rote Stöckelschuhe, Seidenfoulard. Mitten im Sturm wirkt Linda Camenisch erstaunlich gefasst. Das schöne Auge des Orkans.

Anwältin der Gemeinden

Rückblende: Am Vorabend des Treffens ist Camenisch «mit wehenden Fahnen untergegangen», wie sie selber sagt. Sie kandidierte für das Präsidium der kantonalen Sozialkonferenz und unterlag der bisherigen Präsidentin und FDP-Kollegin Gabriela Winkler. Der *Tages-Anzeiger*, der jüngst eine Kampagne gegen Reformen in der Sozialhilfe gefahren hatte, frohlockte («Putsch bei Sozialkonferenz scheitert»).

Im Zentrum der Auseinandersetzung, auf dessen Höhepunkt die FDP den beiden Kon-

kurrentinnen vergangene Woche einen Maulkorb verpasste, steht die Frage nach der Ausgestaltung der Sozialhilfe und der Rolle, welche die Gemeinden dabei spielen sollen. Linda Camenisch, die auch im Kantonsrat sitzt und überdies die parteieigene Sozialkommission präsidiert, versteht sich vor allem als Botschafterin kommunaler Anliegen. Viele Gemeinden fühlten sich nicht richtig vertreten. Die Sozialkonferenz sei «doch kein Fachverband der Sozialarbeiter». Wie immer redet sie Klartext.

Sozialeinkommen: 80 000 Franken

Die zahlreichen Vorstösse von Linda Camenisch zu sozialpolitischen Themen gründen auf ihrer praktischen Erfahrung als Walliseller Gemeinderätin. Was Camenisch vorschlägt, sorgt regelmässig für Zunder: Sozialhilfebezüger dürfen kein Auto besitzen, die Richtlinien der Schweizerischen Konferenz für Sozialhilfe (Skos) sollen nicht mehr rechtsverbindlich sein (wie es im Kanton Zürich nach einem Regierungsratsbeschluss der Fall ist), die sogenannten situationsbedingten Leistungen insbesondere für Mehrpersonenhaushalte seien zu reduzieren.

Camenisch rechnet vor: Ein Vier-Personen-Haushalt kommt inklusive Zusatzleistungen auf 70 000 bis 80 000 Franken Jahreseinkommen, steuerfrei. Das widerspreche sogar den Skos-Richtlinien – eine besondere Pointe. Denn: Wer arbeite, dürfe nicht schlechter gestellt sein, als wer Sozialhilfe beziehe, sagt die Skos. Aber genau dies sei heute häufig der Fall.

Die Autofrage

Zu reden gegeben hat auch das erwähnte Autoverbot. Muss es gerade auch aus liberaler Sicht nicht jedem Einzelnen überlassen sein, wofür er das Geld einsetzt? Camenisch widerspricht. Wer Sozialhilfe beziehe und somit auf Kosten der Allgemeinheit lebe, sei nicht mehr völlig frei. Die Mittel seien zweckgerichtet. Gedeckt wird der sogenannte Grundbedarf, wie ihn die Skos in einem Warenkorb berechnet. Die Unterhaltskosten eines Autos gehören ausdrücklich nicht dazu.

Geboren ist Camenisch in Englewood, New Jersey, als Tochter von Schweizer Auswanderern, weshalb sie neben dem Schweizer bis vor kurzem auch einen US-Pass besass. Das internationale Flair der Familie, die sie als sehr weltoffen schildert, liegt aber auch in ihrem Blut. Der Urgrossvater mütterlicherseits ist als Engadiner Zuckerbäcker nach Italien ausgewandert und hat dort eine Italienerin geheiratet. Der Grossvater war Lokführer und Gewerkschafter – die kleine Linda durfte jeweils mit ihm ins Depot fahren – und vermählte sich seinerseits mit einer Tirolerin. Er sprach neben dem Engadiner-Dialekt auch Italienisch und Deutsch.

Diesen kulturellen «Mix», wie es Linda Camenisch nennt, habe sie als Bereicherung erfahren. Sie selber besuchte nach einer kaufmännischen Lehre eine zweisprachige

Zusatzleistungen dürften nicht mehr rekursfähig sein, fordert Camenisch.

Handelsschule im Welschland, beim Reisebüro Kuoni war sie viele Jahre für die Überseeplanung zuständig. Heute arbeitet sie neben ihren Politikerjobs als selbständige KV-Dienstleisterin.

In die Politik kam Linda Camenisch durch ihre Kinder, drei mittlerweile erwachsene Töchter: Sie regte sich darüber auf, dass der Samstagvormittag nicht schulfrei war. Sie trat der FDP bei, wurde in die Schulpflege gewählt, 2001 in den Gemeinderat und schliesslich vor vier Jahren auch in den Kantonsrat.

Linda Camenisch steht im Gegenwind wie derzeit kaum eine andere Politikerin im Land. Wie geht sie damit um? «Leiden ist der falsche Ausdruck», sagt sie. Aber es mache betroffen, dass sie auch persönlich diffamiert werde, «bloss weil bestimmte Leute mit meinen politischen Ansätzen nicht einverstanden sind».

Es gehe um eine Weichenstellung, die Linke sehe die Sozialhilfe als eine Sozialversicherung und wolle sie in dieser Richtung weiter

ausbauen. Sie selber setzt auf den Grundsatz «Hilfe zur Selbsthilfe». Sozialhilfe dürfe nur vorübergehend gewährt werden, in Notlagen. Ideen für weitere Reformen, um die aus dem Ruder laufenden Sozialtats in den Griff zu kriegen, hat Camenisch einige. Es seien Anreize für den Ausstieg aus der sozialen Abhängigkeit zu schaffen. Deshalb plädiert sie etwa für eine degressive Ausgestaltung der Sozialhilfe, wie sie der liberale Publizist und Ex-Gewerkschafter Beat Kappeler vorschlägt. Die Beträge sollten mit der Zeit abnehmen.

Arbeitende Mütter benachteiligt

Oder: Die Skos-Richtlinien sehen bei renitentem Verhalten Kürzungen von maximal fünfzehn Prozent vor. Die Erfahrungen in der Praxis zeigten aber, dass dies nicht genüge: Die Sanktionswirkung sei zu gering.

Wiederholt kritisiert Camenisch die falschen Anreize, etwa wenn Leute, die arbeiten, schlechter gestellt sind. Das gelte auch für den Mutterschaftsurlaub. Während Mütter aus *working poor*-Familien Anspruch auf drei Monate Urlaub haben, dürfen Mütter aus Fürsorgefamilien drei Jahre zu Hause bleiben, ohne auswärts zu arbeiten. Insbesondere bei jungen Müttern mit schlechter oder fehlender Ausbildung sei dies ein weiterer Fehlanreiz.

Schliesslich seien die situationsbedingten Leistungen zu einem festen zusätzlichen Bestandteil der Sozialhilfe geworden – einklagbar durch Rekurse. Dazu zählen Deutsch- und Erziehungskurse, Auslagen für Musik und Sport, Anschaffungen im Haushalt, Kinderbetreuung, Fahrkostenentschädigungen und so weiter. Diese Zusatzleistungen dürften nicht mehr rekursfähig sein, fordert Camenisch.

Der Besuch macht klar: Die teilweise hart geführten Auseinandersetzungen der letzten Tage haben die unerschrockene Reformerin nicht gelähmt. Aus dem Walliseller Soziallaboratorium darf man auch weiterhin inspirierende Ideen und Lösungsvorschläge erwarten.

Mehr über die ausufernden Sozialkosten in der Schweiz lesen Sie auf der nächsten Seite.



Weihnachtsgeschenke 2014

Finden Sie bei uns tolle Geschenkideen für Familie, Freunde, Kunden oder Mitarbeiter: Champagner und Weine in wunderbaren Geschenkverpackungen, unglaubliche Raritäten oder Armagnac aus allen Jahrgängen:

Wir haben für jeden das richtige Geschenk!

www.arvi.ch



THE SWISS BANK OF FINE AND RARE WINES

ARVI SA
VIA PEDEMONTE 1
CH-6818 Melano

T 091 649 68 88
F 091 648 33 75

info@arvi.ch

Sozialfall Schweiz

Die Probleme bei der Sozialhilfe werden kleingeredet und verschwiegen. Dabei erhält fast jeder zehnte Einwohner Gelder aus dem Sozialsystem. Die Kosten laufen aus dem Ruder.

Von Florian Schwab



Alarmmeldung aus den Gemeinden.

«Kein Auto für Sozialhilfebezüger!» Dieser Entscheid des Zürcher Kantonsrats von Ende Oktober weckte den Widerspruch des *Tages-Anzeigers*. Das sei sowieso «kaum ein Problem», ein «ohnehin seltener Fall», denn «nur jeder zehnte Sozialhilfebezüger fährt Auto». Ein paar Tage darauf folgte der bisherige Höhepunkt in der Artikelserie, mit der das Blatt die angeblich von interessierten Kreisen herbeigeredeten Probleme zu enttarnen versucht. «Kostenexplosion in der Sozialhilfe? Das stimmt so nicht.» Nur 3,2 Prozent aller Einwohner im Kanton bezögen Sozialhilfe, konnte man lesen. Die Quote sei seit Jahren recht stabil. Die *Limmattaler Zeitung* sekundierte: Schweizweit entfielen nur 2,6 Prozent aller Ausgaben für den Bereich Soziales auf die Sozialhilfe.

Wie sieht die Lage wirklich aus? Zunächst kommt es darauf an, welche Leistungen man zur Sozialhilfe zählt und welche nicht. Statistiker unterscheiden zwischen der Sozialhilfe im engeren Sinn und der Sozialhilfe im weiteren Sinn. Die Sozialhilfe im engeren Sinn (auch «wirtschaftliche Sozialhilfe» genannt) haben hauptsächlich die Gemeinden zu tragen. Sie wird selbst dann ausgezahlt, wenn die betreffende Person noch nie einen Franken ins Sozialsystem eingezahlt hat. Der Umfang wird gemäss den Richtlinien der Sozialhilfe-

konferenz Skos bemessen. Diese verpflichtet die Gemeinden auf «bedarfsgerechte» Minimalstandards, die in manchen Fällen aber durchaus ein maximales Ausmass von weit über 100 000 Franken pro Familie und Jahr erreichen können, wie die *Weltwoche* verschiedentlich belegte (etwa «Tickende Sozialbomben», Nr. 37/14).

Die Sozialhilfe im weiteren Sinn umfasst zusätzlich sämtliche Zuwendungen, die über die normalen Leistungen aus den Sozialversicherungen hinausgehen, also beispielsweise Arbeitslosenhilfe für Ausgesteuerte oder die Ergänzungsleistungen zur Invalidenversicherung und zur AHV. Beide Definitionen der Sozialhilfe zeigen: Es geht um das letzte Auffangnetz, wenn alle anderen Stricke gerissen sind.

Immer mehr, immer länger

Betrachten wir zunächst die Sozialhilfe im engen Sinn, auf die sich die zitierten Relativierungen beziehen. Ein Blick in die landesweite Sozialhilfestatistik des Bundesamts für Statistik (Bfs) zeigt, dass die Ausgaben in dieser Rubrik von 1,7 Milliarden Franken im Jahr 2008 auf 2,4 Milliarden Franken im Jahr 2012 gestiegen sind – ein Plus von vierzig Prozent innert vier Jahren. Der grösste Sprung (um 300 Millionen) fand zwischen 2011 und 2012 statt, nachdem man zwischen 2005 und

2009 keinen sehr eindeutigen Trend hatte ausmachen können. Neuere Zahlen existieren noch nicht, doch lassen die zahlreichen Alarmmeldungen aus den Gemeinden vermuten, dass das Kostenwachstum seither weitergegangen ist.

Die Sozialhilfe im engeren Sinn polarisiert besonders, weil sie für Personen, die noch nie erwerbstätig waren und insofern keinen Anspruch auf Arbeitslosenunterstützung oder AHV haben, die wichtigste Einnahmequelle darstellt. Aus dem Grund ist sie eng mit der Zuwanderung verknüpft: Vorläufig aufgenommene Asylbewerber, anerkannte Flüchtlinge und nach kurzer Zeit arbeitslos gewordene Einwanderer, die noch keine Arbeitslosenunterstützung bekommen, fallen in diese Kategorie.

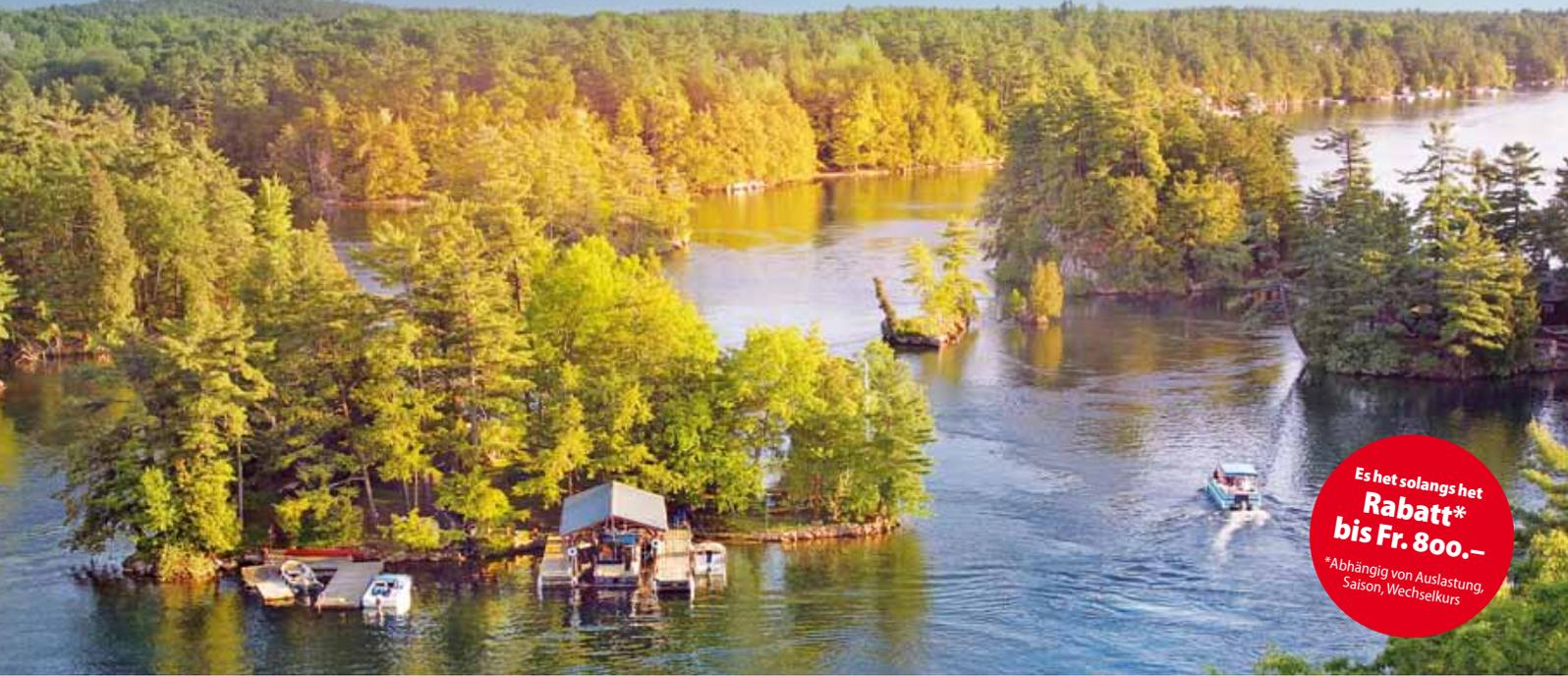
Entsprechend liegt der Anteil Sozialhilfebezüger (immer noch im engeren Sinn) an der ausländischen Wohnbevölkerung bei sechs Prozent – fast dreimal so hoch wie bei Schweizerinnen und Schweizern. Eine parlamentarische Interpellation im Kanton Solothurn förderte jüngst zutage, dass dort mehr als die Hälfte aller Sozialhilfebezüger einen ausländischen Pass haben. Bei den Einwanderern aus manchen Ländern, so etwa aus Eritrea, liegt die Sozialhilfequote bei 90 Prozent, wie die *Weltwoche* vor kurzem berichtete (Nr. 42/14: «In der Asylfalle»).

Das Problem wird weiterhin bestehen, wie eine weitere interessante Erkenntnis aus der Statistik zeigt: Die Betroffenen beziehen immer länger Sozialhilfe. Was ursprünglich als «meist kurzzeitige, finanzielle Unterstützung in einer Notlage» (*Aargauer Zeitung*) konzipiert worden war, wird in immer mehr Fällen zur dauerhaften Einrichtung. Lag der Anteil der Sozialhilfebezüger, die seit mehr als sechs Jahren ununterbrochen Leistungen beziehen, im Jahr 2005 noch bei acht Prozent, waren es im Jahr 2012 bereits sechzehn Prozent.

Erschreckend ist das Ausmass, das die Statistik über die Sozialausgaben im weiteren Sinn offenbart. Diese ist bislang erst bis 2011 veröffentlicht, doch zeigt sie, dass beinahe 660 000 Personen irgendeine staatliche Zuwendung erhalten, die den Rahmen der normalen Sozialversicherungen sprengt. Mit anderen Worten: Das letzte Auffangnetz muss fast jeden zehnten Einwohner tragen. Diese Zahl hat zwischen 2005 und 2011 um sieben Prozent zugenommen – schneller als die Bevölkerung. Über die Gesamtkosten schweigt sich die Statistik aus. ○

Entlang des gigantischen Sankt-Lorenz-Stroms

mit MV Saint Laurent Prestige ****



Es het solangs het
Rabatt*
bis Fr. 800.-
*Abhängig von Auslastung,
Saison, Wechselkurs

NEU Montreal-Toronto-Niagara Fälle-Quebec-Montreal

12 Tage ab Fr. 4290.- (Rabatt von Fr. 800.- bereits abgezogen)

- Einer der grössten Flüsse der Welt
- Beeindruckende Niagara Fälle
- Weltstädte mit Flair

Tag	Destination	Programm/Ausflug
1	Montreal	Flug ab Zürich mit Swiss nach Montreal. Transfer zum Mount Royal Berg. Hotelübernachtung.
2	Montreal	Fahrt in Richtung Eastern Township. Besuch einer Lavendelfarm in Fitch Bay. Besuch Weingut de l'Orpailleur mit Führung und Weinprobe. Transfer zur MV Saint Laurent Prestige und Einschiffung.
3	Tausend Inseln	Ihr Schiff fährt heute in den sogenannten «Thousand Islands». Während des zweiten Unabhängigkeitskrieges war diese Region Schauplatz vieler Schlachten zwischen Amerikanern und Briten.
4	Kingston	Schiffahrt zum Ontariosee. Mittagessen an Bord. Stadtrundgang in Kingston. Weinprobe bei Huff Estates Winery, einem der besten Weingüter der Region. Fahrt über den Lake Ontario.
5	Toronto	Stadtführung. Dank zahlreicher Museen, Theater und Konzerten ist Toronto auch kulturelles Zentrum des anglofonen Teils Kanadas. Freier Nachmittag oder Teilnahme an fakultativen Ausflügen.
6	Niagara Fälle	Überquerung des Ontariosees. Mittagessen an Bord. Busfahrt zu den Niagara Fällen. Besuch der Niagara Strasse Clifton Hill. Bootsfahrt ins Herz des Wasserfalls. Abfahrt nach Niagara-on-the-Lake. Rückkehr an Bord. Helikopterrundflug über die Niagara-Fälle (limitierte Plätze, im Voraus buchbar Fr. 165.-).
7	Ogdensburg	Abfahrt am Morgen. Mittagessen an Bord. Ankunft in Ogdensburg. Stadtrundgang und Museumsbesuch. Abfahrt in Richtung Trois Rivières.
8	St-Lorenz-Strom	Schiffahrt auf dem grossen Sankt-Lorenz-Strom. Geniessen Sie das Bordleben.
9	Trois Rivières	Am Nachmittag Führung durch die Altstadt mit vielen Kirchen. Rückkehr an Bord am späten Nachmittag.
10	Québec	Ankunft und Stadtführung. Nachmittag zur freien Verfügung oder Teilnahme an fakultativen Ausflügen.
11	Montreal	Morgens Stadtrundfahrt. Transfer zum Flughafen. Rückflug mit Swiss nach Zürich.
12	Schweiz	Ankunft am Morgen in Zürich und individuelle Heimreise.

MV Saint Laurent Prestige ****

Schiff für 216 Passagiere. Kabinen (14 m²), nicht zu öffnende Fenster) mit zwei Einzelbetten, die zu einem Doppelbett angeordnet werden können (ausser Kat. 6) sowie Badezimmer mit Waschbecken, Dusche/WC, Föhn, TV, Safe und individuell regulierbarer Klimaanlage. Zwei Luxus-Suiten (32 m²) mit Doppelbett, privater Terrasse und kostenloser Minibar und Wäsche-Service. Bordausstattung: Restaurant auf HD, Boutique auf dem OD, Lounge mit Bar, Outdoor-Lounge, Sonnendeck mit Liegestühlen. WLAN. Lift. **Nichtraucher Schiff** (Rauchen auf dem Sonnendeck erlaubt).



MV Saint Laurent Prestige****

Abreisedaten 2015 Es het solangs het Rabatt

11.05. **800** 16.06. **800** 22.07. **200** 14.09. **800** 02.10. **800**
20.05. **800** 25.06. **200** 05.09. **800** 23.09. **800** 11.10. **800**

Preise pro Person in Fr. (vor Rabattabzug)

2-Bett Innenkabine Oberdeck	5090
2-Bettkabine Hauptdeck	5590
2-Bettkabine Mitteldeck	5790
2-Bettkabine Oberdeck	5890
2-Bettkabine Promenadendeck	6190
2-Bettsuite Oberdeck	6890
Kabine zur Alleinbenutzung	auf Anfrage

Inkl. Kreuzfahrt mit Vollpension, 1 Hotelübernachtung in Montreal, Hauswein beim Abendessen, Flüge Zürich-Montreal-Zürich mit Swiss, Gebühren, Alle Ausflüge gem. Programm. Exkl. ETA-Anmeldung ca. USD 7.-, ESTA-Anmeldung ca. USD 15.-. Informationen unter www.thurgautravel.ch.

Unser neuer Katalog 2015 ist da!

Schnuppern Sie online oder bestellen Sie sich ein gedrucktes Exemplar nach Hause.



Niagara Fälle

Online navigieren
www.thurgautravel.ch

Verlangen Sie Nicole Britt
Gratis-Nr. 0800 626 550



Thurgau Travel
Aussergewöhnliche Reisen zu moderaten Preisen

Rathausstrasse 5, 8570 Weinfelden,
Tel. 071 626 55 00, info@thurgautravel.ch

«Treue über den Tod hinaus»

Der bedeutendste Schweizer Philosoph, Hans Saner, ist in diesen Tagen achzig Jahre alt geworden. Sein Denken ist bis heute geprägt von Karl Jaspers, dessen engster Mitarbeiter er war. Dass er bis ins hohe Alter seine Heiterkeit bewahrt hat, verdanke er der Sterbehilfe. *Von Rico Bandle, Roger Köppel und Claudia Link (Foto)*

Herr Saner, Sie sind in Grosshöchstetten im Emmental gross geworden – wie kommt man von diesem abgelegenen Dorf zur grossen Philosophie?

Ich bin in einem frommen Milieu aufgewachsen, meine Eltern waren Täufer. Sie haben alles dafür getan, dass auch ich den Schritt zum Glauben mache, doch ich weigerte mich. In jungen Jahren war ich ein grosser Gandhi-Verehrer. Ich kann mich noch genau erinnern, wie ich beim gemeinsamen Putzen der Stube die Mutter fragte: «Und, wie hast du's mit Gandhi?» Sie antwortete: «Weisst du, der wusste noch nichts von Jesus. Er ist unschuldig.» Da sagte ich: «Doch, der hat in Südafrika gelebt, der wusste sehr wohl, was das Christentum ist.» Sie setzte ein ernstes Gesicht auf: «Bueb, dann ist er verloren.» In dem Augenblick war für mich klar, dass ich nie mehr in diese Kirche wollte.

Wer war der wichtigste Philosoph, der Sie vom christlichen Glauben abbrachte?

Nietzsche. Den konnte man nicht gleichgültig lesen. Er durchbrach alle Normen, er gab unerhörte und unerwartete Antworten, auch seine Boshaftigkeit war faszinierend. In der Sekundarschule war das für mich revolutionär.

Der bekannte Satz von Nietzsche, «Gott ist tot», was bedeutet der eigentlich?

Es kann niemand mehr ernsthaft an Gott glauben. Die Zeit der Götter ist vorbei. Aber der Gottesgedanke lebt weiter.

Was diese Erkenntnis für Sie befreiend oder belastend?

Eine Loslösung von alten Normen ist nie schmerzfrei. Doch rasch habe ich es als eine Befreiung empfunden. Ich ging dann ans Lehrerseminar, war fünf Jahre lang Lehrer in Wilderswil, in der Oberländer Provinz. Das war ganz schön dort, aber nicht das, was mich wirklich interessierte.

Was interessierte Sie genau?

Die Frage nach Gott, den es nicht mehr gab. Was bedeutet das für die Menschen? Für meine Eltern war das der Horror. Solche Fragen zu stellen, war für sie bereits eine Sünde. Meine Mutter hat sehr gelitten wegen mir.

Friedrich Dürrenmatt ist in der Nachbargemeinde Konolfingen aufgewachsen. Haben Sie ihn als Kind gekannt?

Er ging sogar während mehrerer Jahre in Grosshöchstetten zur Schule, kam jeden

Tag mit dem Velo. Er war aber einige Jahre älter als ich, deshalb haben wir uns nicht kennengelernt. Später habe ich ihn natürlich mit Interesse gelesen. Er ist ein Emmentaler.

Was ist das spezifisch Emmentalerische an Dürrenmatt?

Schwer zu sagen. Er war aber schon ein sehr wichtiger Autor, vor allem wegen seiner radikal ironischen Fragen, weniger wegen der Antworten, die nicht so glänzend waren.

Ist es in späteren Jahren einmal zum Emmentaler Intellektuellentreffen zwischen Saner und Dürrenmatt gekommen?

Leider nicht. Er hat Konolfingen früh verlassen, war weg. Unsere Wege haben sich nie gekreuzt.

Kommen wir zu Karl Jaspers, dem grossen deutschen Philosophen, zu dem Sie als persönlicher Assistent eine enge Beziehung hatten. Wie haben Sie ihn kennengelernt?

Durch Zufall. Nach meiner Zeit als Lehrer in Wilderswil ging ich nach Lausanne an die Universität. Nach einem Jahr wechselte ich nach Basel und vereinbarte mit ihm eine Sprechstunde. Er sagte: «Wissen Sie, man

«Dürrenmatt war schon ein sehr wichtiger Autor, vor allem wegen seiner radikal ironischen Fragen.»

sollte an der Universität eigentlich nicht mit Philosophie anfangen.» Er fand, es sei sinnvoller, mit etwas wirklich Wissenschaftlichem zu beginnen. Da ich bereits Lehrer gewesen war, akzeptierte er mich trotzdem. Nach zwei Semestern zog er sich zurück, so ging ich zu Walter Muschg, dem viel älteren Halbbruder von Schriftsteller Adolf Muschg. Er war ebenfalls ein bedeutender Lehrer, hatte eine gewisse Genialität. Unglücklich war allerdings, dass er wenige Wochen vor meinem Abschlussexamen von einem Tag auf den anderen starb.

Von 1962 bis 1969 waren Sie persönlicher Assistent von Jaspers, hatten eine enge Beziehung zu ihm, er vermachte Ihnen auch seine 11 000 Bücher umfassende Bibliothek. Was war das Beeindruckendste an ihm?

Seine unglaubliche Souveränität. Er hat immer frei geredet, auch bei schwierigen Themen. Er war radikal ehrlich, hat die unangenehmen Sachen immer ausgesprochen. Für mich bewegte er sich von seinem Können her in einer anderen Sphäre.

Jaspers hat mit dem Ersten und dem Zweiten Weltkrieg die dunkelste Zeit der deutschen Geschichte erlebt. Hat er Ihnen gegenüber einmal erklärt, weshalb das Böse in Deutschland Einzug halten konnte?

Er hätte nie ein solches Pauschalurteil abgegeben. Er war immer konkret: Schuldig waren nicht die Deutschen, sondern einzelne Menschen. Die Frage aber, wie es dazu kommen konnte, beschäftigte ihn bestimmt. Eine gültige Antwort habe ich aber nie gehört.

Wie haben Sie sich denn erklärt, dass ein an sich hochkultiviertes Land dermassen auf die schiefe Bahn geraten kann?

Erstaunlich war ja, dass das Böse nicht von einem Einzelnen ausging, sondern dass es eine ganze Öffentlichkeit übernommen hatte, bestenfalls aus Angst. Das ist verrückt. Es war eine Art von Behexung, hatte etwas Magisches. Ich glaube, Hitler war sich dessen ganz bewusst und hat damit gespielt. Jaspers ist nüchtern geblieben, hat das Verbrechen für ein Verbrechen gehalten und sich entschlossen, wenn nötig aus Selbstschutz bedenkenlos zu lügen. Mit dem Ziel, sich in eine andere Zeit hinüberzueretten.

Wie sehen Sie den Menschen? Ist er eine Bestie oder letztendlich ein gutes Wesen?

Der Ausdruck «der Mensch» birgt eine Verallgemeinerung in sich, die ich nicht unterstützen kann. Es sind nicht alle Leute gleich. Die Frage ist, ob es zwischen Menschen so etwas gibt wie eine Differenzverträglichkeit. Ich sage bewusst nicht «Toleranz», das ist etwas anderes. Es geht darum, ob es in der Differenz etwas gibt, was man akzeptieren kann oder auch kritisieren. In Deutschland kam es zum Kapitalverbrechen, weil man die Differenz ausschalten wollte.

Wo liegen die tieferen kulturellen Wurzeln dafür, alles homogenisieren, gleichschalten zu wollen?

Ich kenne aus der deutschen Kultur kein Äquivalent zum Dritten Reich. Letztlich bleibt es rätselhaft. Man weiss jetzt nur: Es gibt die Möglichkeit, dass ganze Gesellschaften wahnsinnig werden. Jaspers ist auf intelligente Art durch diese Zeit gekommen, er verhielt sich still, leistete keinen Widerstand, hätte aber auch nie seine jüdische Frau verlassen. Er ist glaubwürdig geblieben im Unterschied zum anderen grossen Philosophen jener Zeit.

Sie denken an Jaspers' berühmten Kollegen Martin Heidegger. >>>



«Da war für mich klar, dass ich nie mehr in diese Kirche wollte»: Philosoph Saner.

Es wäre interessant, die beiden zu vergleichen. Weshalb haben sie sich so unterschiedlich verhalten? Und ist in einer solchen Situation eine Differenzakzeptanz möglich, oder ist der Bruch unvermeidlich? Im Unterschied zu Heidegger war es für Jaspers inakzeptabel, das verrückte Moment anzunehmen. Die beiden waren einst sehr eng verbunden, sie kamen sich nach dem Krieg auf alle Zeiten nicht mehr näher: Die Differenz war nicht mehr tolerierbar. Wenn es eine «Umkehr» gibt, wie Jaspers es genannt hat, dass also jemand sich geirrt hat, dies erkennt und innerlich dazu auf Distanz geht, so kann jemand wieder glaubwürdig werden. Bei Heidegger war dies nur bedingt der Fall. Es ist schon erstaunlich, dass sich ein Mensch von einer solch hochgradigen Intelligenz dermassen irren kann.

Können Sie einem Laienpublikum kurz erklären, was die philosophische Bedeutung Heideggers ausmacht? Was waren seine wichtigsten Erkenntnisse?

Das weiss ich nicht. Ich frage mich, ob er überhaupt Erkenntnisse vermittelt. Ich neige zur Haltung, dass er in erster Linie ein grosser Sprachkünstler war, nicht ein grosser Philosoph. Er hat eine Sprache erfunden, das ist eine grosse Qualität. Man sollte ihn gerade in dem Bereich, wo viele über ihn lachen, ernst nehmen. Wo er selbst politisch ernst wurde, ist er eine lächerliche Gestalt. Er hat sich für die Dummheit entschieden. Ich war einmal einen ganzen Nachmittag bei ihm, habe etwa drei Stunden mit ihm geredet – eine sehr eindrückliche Begegnung. Am Schluss des Gesprächs hat er sein Unverständnis darüber geäussert, wie man mit ihm wegen seiner politischen Vergangenheit umgeht. Das war vollkommen lächerlich. Er hat sich verfolgt gefühlt, war der festen Überzeugung, dass er in der Wahrheit lebt und dass die eigentliche Wahrheit in der Sprache liegt.

Haben Sie ihn gefragt, weshalb er den Nationalsozialisten gefolgt ist?

Nein, ich habe das Thema nicht angesprochen. Aber er. Er hat sich bitter darüber beklagt, welches Unrecht ihm angetan werde. Man kann also sagen: Intelligenz schützt vor Dummheit nicht.

Das ist so. Bei ihm würde ich sogar sagen: Genialität schützt vor Dummheit nicht. Das ist ein wichtiger Gedanke: Genialität und Dummheit sind häufig nahe beieinander. Bei Jaspers sind sie weit auseinander. Er hätte aber auch gesagt: «Ich bin kein Genie.»

1946 erstellte Jaspers ein Gutachten über Heideggers Nähe zum Nationalsozialismus. Heidegger erhielt in der Folge ein Lehrverbot. War er deswegen wütend auf Jaspers?

Als Heidegger dies erfuhr, war er tödlich gekränkt. Wobei das Gutachten ja sehr zu-

rückhaltend formuliert war. Wahrscheinlich war es eine Dummheit, dass Jaspers es überhaupt geschrieben hat. Er hätte besser gesagt: «Macht euren Dreck alleine.» Andererseits war der Riss zwischen den beiden ohnehin nicht mehr gutzumachen.

Was war genau Ihre Aufgabe als persönlicher Assistent von Karl Jaspers?

Vor allem das Gespräch. Jeden Tag haben wir gesprochen.

Worüber?

Alles Mögliche. Oft jene Sachen, die er nachher öffentlich erörtert hat. Ich habe ihn aber selten korrigiert, denn er war besser als ich. Das Ausserordentliche an ihm war die Reinheit der Person, des Denkers. Er verband die philosophische Moral mit der öffentlichen Moral, was viel Mut brauchte. Erstaunlich war auch seine Heiterkeit.

Was ist rückblickend gesehen die grösste Leistung von Jaspers als Philosoph?

Für mich persönlich war es die Befreiung von der Religion. Es ist aber auch sein Mut, wichtige Personen öffentlich zu kritisieren. Da konnte er radikal sein. Er hat mich ermutigt, mich ebenfalls zu politischen Themen zu äussern. Ohne Rücksicht.

Sie haben sehr kritische Urteile über die Schweiz gefällt. Sie sagten gar, es wäre das Beste, die Schweiz würde auseinanderbrechen, die Demokratie sei gescheitert. Was hat Sie an der Schweiz so aufgeregt?

Es ist ja nicht ein Scheitern auf alle Zeiten, sondern ein situatives. Was mich vor allem aufregte, war die Angst vor der Freiheit. Ich glaube nicht, dass die Schweiz ein freies Land ist. Es gibt zwar ein Bemühen um Freiheit, aber nur vereinzelt. Natürlich habe ich auch eine gewisse Bewunderung für die Schweiz, das habe ich vielleicht zu wenig betont.

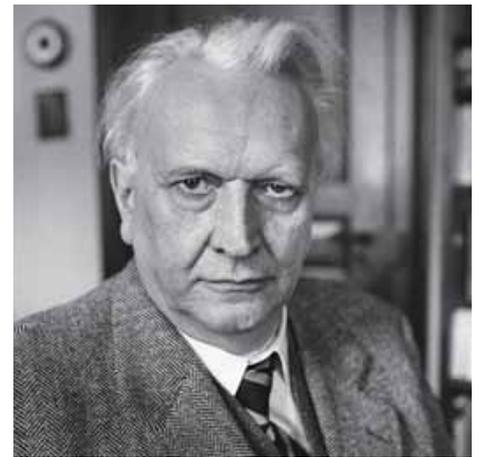
Worin genau haben Sie die Unfreiheit der Schweiz erlebt? Es hat Ihnen ja nie jemand die Schreibmaschine weggenommen.

Nein, aber es wurde viel gegen mich agiert. Zum Beispiel wurde ich schon in jungen Jahren für eine Professorenstelle an der Universität Bern vorgeschlagen. Rechtsgerichtete

«Ich glaube nicht, dass die Schweiz ein freies Land ist.»

Professoren verhinderten die Berufung. Viele Leute in der Schweiz ertragen keine Kritik. Sie wollen bloss Zustimmung und Bewunderung. Das hat nichts mit Freiheit zu tun. Man muss sagen dürfen, dass es unter den Bankern Gauner gibt, das hat sich in den letzten Jahren deutlich gezeigt.

Die Schweiz ist kein perfektes Land, klar. Welches Land oder welche Gesellschaft war für Sie Vorbild, als Sie die Schweiz dermassen kritisierten? Frankreich? Die USA?



Erstaunliche Heiterkeit: Philosoph Jaspers.

Weder noch. Aber es ist nicht so sehr unsere Aufgabe, andere Länder zu kritisieren, sondern das, was in der Schweiz passiert. Man muss die Dinge aussprechen, nicht vertuschen, dazu stehe ich nach wie vor.

Interessant ist: Ihr Mentor Karl Jaspers ist quasi in die Schweiz geflüchtet, hat in späten Jahren sogar den deutschen für den Schweizer Pass aufgegeben. Sie hingegen wollten diese Schweiz, die ihm eine sichere Heimat geboten hat, am liebsten auflösen.

Er ist nach dem Krieg in ein Land gegangen, wo es Milch gab, Ärzte. Diese praktischen Gründe spielten eine wichtige Rolle, er war ja krank. Natürlich hätte er auch gesagt, die Schweiz sei ein Land der Freiheit. Aber aus Höflichkeit. Ob er es auch aus Erkenntnis gesagt hätte, bin ich mir nicht sicher. Er war ein sehr anständiger Mensch.

Hat Jaspers die Schweiz positiver gesehen als Sie?

Ja. Wenn man ein Verbrechen in einem Ausmass erlebt hat, das wir uns gar nicht vorstellen können, und dann in ein Land kommt, wo es einen Milchwagen gibt, wo niemand Hunger leidet, so ist das natürlich paradiesisch.

Hat sich die Schweiz in den letzten Jahren zum Guten oder zum Schlechten entwickelt?

Man weiss heute vor allem mehr als früher, und was man weiss, ist nicht grossartig. Das ist das Pech der heutigen Zeit. Aber die Schweiz ist kein Verbrecherstaat.

Sie haben sich ein Leben lang mit Philosophie beschäftigt. Was haben Sie konkret aus der Philosophie gelernt?

Das Denken. Und zwar ein Denken, das Mut erfordert. Man muss das Unerwartete denken, nicht das, was schon hundertmal gesagt wurde. Man muss das Gedachte nicht immer öffentlich verkünden, schliesslich ist Denken oft kein Wissen, sondern ein Versuchen. Ich habe einmal das Wahlalter null vorgeschlagen. Darüber lacht man vielleicht im ersten Moment, aber man muss die Offenheit haben, solche Varianten durchzudenken, vielleicht merkt man plötzlich: «Das ist ja gar nicht so blöd.»

Fast alle Philosophen sagen, der neue Gedanke stehe im Zentrum. Aber am Ende des Tages ist der Mensch doch so konstruiert, dass er immer nur das sucht, was ihn in seiner Überzeugung bestätigt.

Das sehe ich nicht so. Vieles hat auch einen experimentellen Charakter. Der Denkprozess ist endlos, man muss sicher Geglauptes immer wieder in Frage stellen. Es gibt keine letzte Wahrheit.

Macht Philosophen glücklicher oder unglücklicher?

Weder noch. Bei dieser Frage muss ich an die jüdische Philosophin Hannah Arendt denken, die ich auch gekannt hatte. Wie hat sie es geschafft, wieder mit Heidegger zurechtzukommen? Die Liebe, die in der Jugend da gewesen war, spielte wohl eine Rolle. Dass sie sich mit ihm wieder versöhnen konnte, nach alledem, was passiert war, ist erstaunlich.

Was ist stärker: der Trieb oder die Vernunft?

Ich stemme mich gegen diese Entweder-oder-Denkform, dieses Denken in Kategorien. Es gibt in der Philosophie viele Fragen, die nicht klar beantwortet werden können. Trotzdem haben sie eine Relevanz.

Welche philosophische Frage beschäftigt Sie zurzeit am meisten?

Nicht eine einzelne Frage, sondern eine Fragemenge. Fast alles ist mit allem verbunden. Alles, was in die Richtung der Ausschliesslichkeit geht, halte ich für einen Fehler. Die Ausschliesslichkeit ist eine schlimme Kategorie. Das beginnt mit den religiösen Problemen, dann kommen die ethischen.

Weshalb ist denn die Ausschliesslichkeit so schlimm?

Weil sie undemokratisch ist. Sie ist ein Ausdruck eines Mangels an der Offenheit am Denken. Man muss doch alles fragen dürfen. Viele Fragen machen uns Angst. Wir müssen aber den Mut haben, sie dennoch zu stellen.

Es muss ein unglaublich anstrengendes Leben sein, wenn man immer alles in Frage stellt.

Ja, es ist mühsam und schwierig, aber auch interessant. Dass es nicht auf alles eine Antwort gibt, muss man akzeptieren können.

Wenn Sie Politiker oder Journalisten sehen, die auf alles eine Antwort haben, sind das für Sie Scharlatane?

Diese Menschen unterliegen einer Täuschung. Plötzlich gibt es die Wahrheit im Singular: «die Wahrheit». Da sind wir wieder bei der Ausschliesslichkeit, gegen die ich mich wehre.

Wie soll man in seinem Leben eine Entscheidung treffen, wenn viele Fragen offenbleiben?

Es stimmt, irgendwann muss man eine Entscheidung treffen – und höchstwahrscheinlich machen wir dann Fehler. Der Mut zum Fehler ist sehr wichtig.

Sie haben sich in jungen Jahren von der Religion losgesagt. Nun, mit achtzig, kommen Sie dem Punkt näher, an dem Sie merken: Das Leben ist nicht endlos, irgendwann ist es fertig. Kommt da wieder eine gewisse Sehnsucht nach Religion auf?

Überhaupt nicht. Ich bin mir über diese Frage klarer denn je. Die Antwort, die wir uns heute geben können, enthält keinen Gott. Im Hintergrund müssen wir aber bedenken, dass wir es letztlich nicht wissen. Es gibt weder die Lösung noch die Erlösung.

Wie stellen Sie sich den Tod vor? Bedeutet er einfach das Ende?

Ja.

Da kommt nichts mehr?

Doch, das Gedenken. Es gibt eine Treue über den Tod hinaus. Nicht von jenen, die gestor-

«Der Glaube an Gott war lange Zeit das letzte Instrument der Hilfe vor dem Tod.»

ben sind, sondern von jenen, die noch leben. Das ist ernst zu nehmen. Hier liegt der einzige legitime Trost.

Was löst der Gedanke an den eigenen Tod bei Ihnen aus?

Ich bin ziemlich schwer krank. Mein Erinnerungsvermögen lässt nach. Ich kann mir vorstellen, dass das Wissen, dass man bald stirbt, Erleichterung auslöst. Der Tod kann eine Befreiung sein. Dazu gehört allerdings, dass man die Möglichkeit des Selbstmords bedenkt. Wenn man Kinder und Freunde hat, ist es aber sicher keine Kleinigkeit, wenn man wegstirbt.

Sie sind bei Exit.

Ja, klar. Exit macht frei.

Wenn der Tod eine Befreiung ist, ist das Leben eine Last.

Zu grossen Teilen schon. Die Hunderttausende von Menschen, die krank sind, die leiden – wenn wir das Gott zuschreiben, so ist er furchtbar grausam und ungerecht. Es ist schwer, versöhnliche Vokabeln dafür zu finden.

Sie wirken aber heiter.

Das bin ich auch. Mein Gemütszustand ist gut, manchmal bin ich auch zornig, weil wieder etwas schiefgegangen ist oder weil ich wieder einmal einen Blödsinn erzählt habe...

Ein Leben lang war der Denkapparat Ihr wichtigstes Organ. Es muss schlimm sein zu merken, dass er immer öfter Aussetzer hat.

Das ist ekelhaft. Man muss aber den Mut haben, sich einzugestehen: «Ja, es ist so.» Auch mit meinen Kindern rede ich darüber. Wenn man diesbezüglich offen ist und niemandem etwas vormacht, kann das zur Heiterkeit beitragen. >>>

Philosophie

Aphorismen von Hans Saner

Wer den Gebrauch der Freiheit fürchtet, ist ihr heimlicher Gegner.

Philosophie ist das Denken, das auf der Suche nach Wahrheit und Gewissheit das höchste Bewusstsein vom Nichtwissen hat und das grösste Mass von Ungewissheit aushält.

Unter Barbaren gibt es wenig Genies; aber in jedem Genie ist ein Barbar.

Vor lauter Liberalismus die eigene Korruptheit nicht sehen: Das ist die Formel für viele Liberale.

Gutes Gewissen nennen wir den inneren Frieden, den ein glückliches Mass an Leichtsinn uns gewährt.

Die Satire verlangt nicht Humor, sondern Sarkasmus, nicht Güte, sondern Geist, nicht Weisheit, sondern Intelligenz, nicht Versöhnlichkeit, sondern Aggressivität. Sie ist die masslose Antwort auf das verletzte Mass. Insofern müsste sie eine Satire auf sich selbst zur Folge haben: Darin wurzelt die Selbstironie des Satirikers.

Verliebtheit: ein Beweis, dass Krankheit die süssere Daseinsform sein kann.

Die Langeweile ist der einzige reversible Selbstmord.

Wer in der Gesellschaft ganz aufgeht, ist in ihr untergegangen.

Normalität ist jener Grad von Demenz, bei dem der Durchschnitt am wenigsten leidet.

Gelassenheit – das willenlos ganz Leben gewordene Freisein: die stillste Form der Revolte.

Der Missbrauch der Freiheit ist ihr Gebrauch, der uns nicht passt.

Steigerung: Dumm war er schon. Dann wurde er selbstgerecht. Dann Moralist.

Der Aphorismus ist der kürzeste Weg zu einer unerwarteten Einsicht.

Aus: Hans Saner: Die Anarchie der Stille. Sonderausgabe 2014. Lenos. 191 S., Fr. 19.50

Waren Sie immer schon ein heiterer Mensch, oder kam das erst mit dem Alter?

Das Leben wird mit dem zunehmenden Alter keineswegs begehrenswerter. Zu wissen, dass einem ein Ausweg offensteht, macht vieles einfacher.

Die Vorstellung, dass man nach dem Leben unendlich lange tot ist, ist doch zutiefst frustrierend.

Man ist nicht unendlich lange tot. Man fällt aus der Zeit heraus, ist kein zeitliches Wesen mehr. Deshalb finde ich es auch nicht so absurd, wenn gewisse Menschen an einen Gott glauben.

Gerade wenn man nicht an Gott glaubt: Hofft man manchmal heimlich, dass es ihn gibt?

Das gibt es. Der Preis, den man für den Unglauben bezahlt, ist hoch. Dass ich dennoch zufrieden bin, liegt nicht daran, dass ich mich überlegen fühle, sondern dass ich weiss, dass ich dem Tod nicht radikal ausgeliefert bin. Weil es andere Menschen gibt, nicht, weil es Gott gibt. Man wird fähig zur Gelassenheit. *C'est la vie*. Das ist zwar ein lächerlicher Spruch, aber er passt.

Mit Menschen meinen Sie die Sterbehelfer. Und die Medizin. Ich war übrigens einmal dabei, als Jaspers seine Frau fragte: «Trudelein, sollen wir uns umbringen?» Sie schwieg eine Weile. Dann sagte sie: «Das

wäre zu undankbar.» Damit meinte sie, dass letztlich doch alles in eine gewisse Ordnung gekommen ist, Gott hat sie aber nicht erwähnt.

Wie ernst war es Jaspers mit dem Suizid?

Hannah Arendt fragte ihn einmal in einem Brief nach einem Mittel für den Notfall. Er antwortete: «Es gibt den Suizid.»

Rational ist das ja nachvollziehbar. Trotzdem ist es eigenartig, wenn jemand so offen den Suizid als Befreiung preist.

In unserer Kultur haben wir uns den Selbstmord verboten – moralisch, nicht gesetzlich –, deshalb ist der Tod dermassen bedrohlich. Die Medizin, die Wissenschaft sind akzeptiert, sonst praktisch nichts. Das ist ein Wahnsinn. Schauen Sie, wie die Griechen mit dem Tod umgegangen sind. Die durften das Sterben herbeiführen, wenn das Leiden zu gross war. Die Christen sind davon weggerückt, sie sagten, es stehe einem nicht zu, dem eigenen Leben ein Ende zu setzen. Der Glaube an Gott war lange Zeit das letzte Instrument der Hilfe vor dem Tod. Jetzt finden wir wieder zur Erkenntnis zurück: Wenn der Glaube abnimmt – ich sage nicht, er solle abnehmen –, dann ist trotzdem nicht jede Hoffnung verloren. Es gibt eine Lösung.

Weil ich den Todeszeitpunkt selber bestimmen kann.

Genau. Man ist nicht einfach nur Opfer. Ich kann darüber mit meinen Angehörigen reden. Früher hat man sich geschämt, so etwas anzusprechen.

Sie haben das mit Ihren Kindern besprochen?

Klar. Ich würde sie auch einladen, bei meinem Tod dabei zu sein.

Was wären Ihre letzten Worte an die Kinder?

Vielleicht kann ich dann gar nicht mehr reden. Dann mache ich halt ein Zeichen. Es muss eine Varianz an Zeichen geben. Das muss man lernen.

Wie wissen Sie, wann der richtige Zeitpunkt gekommen ist?

Wenn ich starke Schmerzen hätte, Dauerschmerzen, dann würde ich sagen, *ça suffit*, es reicht jetzt. Ich glaube auch, dass sich dies durchsetzen wird, dass fast alle Menschen bei uns es so handhaben werden. Es sei denn, die religiösen Instanzen versuchten es zu verhindern, aber das wird ihnen kaum gelingen. Vielleicht tönt das missionarisch, das ist es aber nicht. Ich gehe von den Fakten aus: Der Mensch ist sterblich, darüber sind sich die Philosophen und die Mediziner für einmal einig.

Hans Saner wurde 1934 in Grosshöchstetten geboren. Er war sieben Jahre lang persönlicher Assistent des deutschen Philosophen Karl Jaspers. Für seine Verdienste wurde er mehrfach ausgezeichnet.

Informative Unterhaltung!

Regionale, nationale und internationale Informationen, Sport, Veranstaltungen und ein abwechslungsreiches Musikprogramm täglich bei Radio Central. **Infos auf radiocentral.ch**



 **RadioCentral**

So empfangen Sie Radio Central: Oberer Zürichsee, Linthgebiet 91.3; 89.4 • Schwyz 102.6; 97.7; 93.2 • Glarus 92.1; 97.7; 89.3; 88.7 • Oberiberg, Hoch-Ybrig 107.1 • Unteriberg, Euthal, Studen 94.4 • Rothenthurm 106.9 • Ob- und Nidwalden 101.8; 103.0; 100.4; 99.0 • Uri 103.0; 101.8; 102.2; 97.7 • Luzern 100.1 • Willisau 94.8 • Wolhusen 88.6 • Sursee 93.0 • Region Triengen 97.5 • Engelberg 107.6 • Zug 99.2 MHz oder Kabelnetz • CentralWebplayer • Digitalradio DAB+ • Central-App • www.radiocentral.ch

2 für 1 – in der Jungfrau Ski Region

Doppelter Winterzauber!



Am Fuss des weltberühmten Dreigestirns Eiger, Mönch und Jungfrau erwarten Sie im Berner Oberland über 200 grossartige Pistenkilometer. Und weil es zu zweit doppelt so viel Spass macht, bezahlen Sie jetzt für Ihre gemeinsamen Skiferien nur den Preis für eine Person!

Die Jungfrau (4158 m ü. M.) gehört zu den bekanntesten Viertausendern der Schweiz. Neben der traumhaften Winterkulisse – seit 2001 Teil des Unesco-Welterbes «Schweizer Alpen Jungfrau-Aletsch», offeriert die Ski Region um Grindelwald, Wengen, Mürren und Interlaken ein perfektes Winterangebot für Gross und Klein, vom Anfänger bis zum Profi.

Profitieren Sie in der Saison 2014/15 von der Aktion 2 für 1: Sie erhalten Skipass und Hotel für zwei Personen zum Preis wie für eine Person. Das Spezialangebot beinhaltet zwei Übernachtungen, einen Dreitagessportpass und auf Wunsch einen Gutschein zur Skimiete zum halben Preis.



Doppelter Winterzauber!

**2 für 1 – in der Jungfrau Ski Region
Skiferien zu zweit –
zum Preis wie für eine Person**

Gültigkeit:

Das Angebot ist gültig vom 13. bis 19. Dezember 2014, vom 3. bis 30. Januar 2015 und vom 7. März 2015 bis Saisonende.

Leistungen:

- 2 Übernachtungen inkl. Frühstück
- 3-Tages-Sportpass Jungfrau
- Service, Taxen und 8% MwSt.

Buchung:

Reservieren Sie Ihr Package online unter www.jungfrau.ch/2fuer1 oder über Telefon +41 (0)33 854 12 50.

Veranstalter:

Jungfrau Ski Region
Jungfrau Region Marketing AG
www.jungfrau.ch

Schoko-Guss auf bitteren Pillen

Nicolas Bideau muss mit «Präsenz Schweiz» die Eidgenossenschaft im Ausland verkaufen. Das ist für PR-scheue Schweizer keine leichte Aufgabe. Manchmal fragt man sich: Bringt das was?
Von Wolfgang Koydl und Ruben Wyttenbach (Bild)

Jedes Mal vor einem Abstimmungssonntag beschleicht Nicolas Bideau ein ganz eigener Nervenkitzel, der nichts mit persönlichen politischen Präferenzen zu tun hat. Vielmehr ist es so, dass der Ausgang des Votums oft direkt Einfluss darauf hat, ob seine Arbeit demnächst einfacher oder komplizierter werden wird.

Bideau verkauft die Schweiz, besser gesagt: ihr Image, im Ausland, und zuweilen macht ihm eben der Souverän einen Strich durch seine Bemühungen. In den letzten Jahren häuften sich Initiativen und Referenden, die anderswo teils verständnislos, teils belustigtes, teils verstörtes Kopfschütteln auslösten. Und selbst wenn ein Entscheid des eidgenössischen Stimmbürgers im europäischen Mainstream schwimmt, können sich ausländische Medien böse Seitenhiebe nicht verkneifen. «Doch nicht so doof, dieses Volk», pöbelte die *Zeit* nach dem krachenden Nein zur Ecopop- und zur Goldinitiative vom vergangenen Sonntag.

Bideau war mit den jüngsten Abstimmungsergebnissen zufrieden – von rein professionellem Standpunkt aus. Als Leiter von Präsenz Schweiz, einer Sektion im Aussenministerium, die mit 43 Mitarbeitern und einem Jahresbudget von zirka fünfzehn Millionen Franken weltweit das Schweizerkreuz hochhalten muss, ist ihm grundsätzliches Wohlwollen des Auslands willkommen. «Dieser Sonntag war okay», sagt er lakonisch, und weil ihm das vielleicht doch ein wenig zu lapidar erscheint, fügt er hinzu: «okay plus.»

Widersprüchliche Klischees

Bei anderen Voten sah das anders aus, wie jenen über die Begrenzung der Masseneinwanderung oder über das Minarettverbot. Die waren deutlich okay minus. «Aber grundsätzlich ist jede Abstimmung gut», meint Bideau. «Sie helfen mir, im Ausland über die Schweiz zu reden. Noch vor zehn Jahren galt unsere direkte Demokratie als exotisch, ja komisch. Jetzt nimmt man sie ernst. Je mehr die Europäer ein eigenes Demokratiedefizit beklagen, desto positiver sehen sie unser Modell.»

Die Schweiz im Ausland zu verkaufen, ist entweder kinderleicht oder ein Höllenjob, und zuweilen schlägt man sich mit beiden Phänomenen gleichzeitig herum. Der Grund sind die widersprüchlichen Klischees, von denen die Schweiz deutlich mehr besitzt als vergleichbare Kleinstaaten: positive ebenso wie negative. Schwarzes Geld und schwarze Schokolade halten sich etwa die Waage, dem süssen Wuschel-

kopf Heidi steht der finstere Rohstoffhändler gegenüber. Besteht der Trick darin, die bitteren Pillen in Schoggi zu tauchen und so geniessbarer zu machen?

Bideau, der unschweizerisch schnell und viel redet, gibt zu, dass die Klischees der heilen Schweizer Welt ein «Gottesgeschenk» seien. «Wer Heidi will, der soll auch Heidi bekommen», hatte sein Vorgänger im Amt, Johannes Matyassy, einmal gesagt, und Bideau kann dieses Statement unterschreiben. Er hat ja auch nichts dagegen, mit einem knuddeligen Bernhardiner für die Weltpresse zu posieren, und Schokolade und Käse sind nie fern, wenn er mit seinem «House of Switzerland» – einem, wie er selbstironisch, aber stolz sagt, transportablen «Lego-Chalet» – durch die Welt tourt.

Das gefällt nicht allen. Nicola Forster etwa, Mitbegründer und Präsident des Think-Tanks Foraus, gesteht Bideau zwar zu, dass er «ziemlich unkonventionell» sei und «nicht in Strukturen denkt», was ihn für seine Aufgabe prädestiniere. Aber gerade deshalb würde er sich «schon wünschen, dass er und Präsenz Schweiz nicht nur mit dem obligaten Bernhardiner, sondern mit Innovation und Hochtechnologie auf die globalisierte Schweiz aufmerksam machen». Die Schweiz müsse sich mit ihrem direktdemokratischen und föderalistischen Know-How in gesamteuropäische politische Diskussionen einbringen. «Das wäre der bessere Weg, um mehr Beachtung zu finden und persönliche Kontakte aufzubauen.»

Bideau freilich meint, dass er über die Klischees andere, weniger bekannte Qualitäten der Eidgenossenschaft vermitteln kann. Wie das funktioniert, soll die Weihnachtskarte illustrieren, die Präsenz Schweiz in diesem Jahr ver-

«Je mehr die Europäer ein eigenes Demokratiedefizit beklagen, desto positiver sehen sie unser Modell.»

sendet. Sie zeigt einen der klassischen filigranen Appenzeller Scherenschnitte, nur dass sich unter den üblichen Kühen, Alphütten und Tannenbäumen Unerwartetes versteckt wie das Cern-Gebäude, das Solar-Impulse-Projekt oder ein Giacometti. Unbekanntes mit Bewährtem verpacken, dies sei eine erfolgreiche Methode.

Unbekannt war die Schweiz übrigens auch dem jungen Nicolas Bideau. Er entstammt einer multikulturellen Genfer Künstler- und Intellektuellenfamilie, deren Blick eher nach

Paris als ins Prättigau ging. Sein Vater ist der Schauspieler Jean-Luc Bideau, die Mutter die tschechische Regisseurin Marcella Salivarova. Geboren in Prag und aufgewachsen in Paris und Genf, nahm der junge Nicolas andere Teile der Schweiz eher verschwommen am Rande seiner Welt wahr. Das änderte sich erst mit dem Wehrdienst. Zusammengewürfelt mit Rekruten aus dem ganzen Land, stellte er zum einen über rascht fest, «dass die Schweiz nicht nur aus Genf besteht». Die zweite Erkenntnis: «Sie ist vielfältig, komplex und wirklich interessant.»

Mit achtzehn löste er sich von seiner – wie er es nennt – «Zirkusfamilie». Als Kind hatte er zwar einmal zusammen mit seinem Vater in einem Film mitgewirkt, aber er wollte «etwas Eigenes machen». Er studierte in Lausanne Politik und Soziologie, ging an eine Universität nach Peking und trat mit dreissig in den diplomatischen Dienst ein. Doch meist blieb er im Inland, als Berater von Bundesrat Pascal Couchepin und später als Chef der Sektion Film im Bundesamt für Kultur. Seit drei Jahren ist er als Leiter von Präsenz Schweiz für die Ausendarstellung seines Landes verantwortlich.

Schweizer sind keine Amerikaner, die schon als Kinder lernen, sich selbst dann im besten Licht zu präsentieren, wenn die Umstände eher dunkel sind. Und wenn aufdringliche deutsche Selbstdarsteller lauthals und nimmermüde betonen, dass «Klappern zum Handwerk gehört», denkt sich der schüchterne Schweizer, dass hierzulande nur die Schelle an der Kuh klappert und dass dies auch gut sei. Mit anderen Worten: PR-Arbeit in eigener Sache ist Schweizern eigentlich suspekt – was einer Einrichtung wie Präsenz Schweiz nicht unbedingt weiterhilft.

Allein die Entstehungsgeschichte ist ein Beispiel für die Mühen der Eidgenossenschaft mit ihrer Selbstdarstellung im Ausland. Ursprünglich hielt man eine derartige Einrichtung gar nicht für nötig. Jahrzehntelang sonnte man sich in dem – mitunter selbstgefälligen – Selbstbewusstsein, dass alle Welt die Schweiz und ihre Bewohner lieb, nett und freundlich findet. Doch dann kam der Schock der nachrichtlosen Vermögen, und dieser Stromstoss versetzte den Bundesrat in Aktion: Die Vorläuferorganisation von Präsenz Schweiz wurde Ende der neunziger Jahre als Reaktion auf diesen Skandal gegründet. Man wusste plötzlich: Ein gutes Renommee gibt es nicht mehr umsonst.

Heute glaubt das niemand mehr, und inzwischen unterhält Präsenz Schweiz sogar ein



Negative Storys rot, positive grün, neutrale grau: «Präsenz Schweiz»-Chef Bideau.

eigenes Frühwarnsystem, das rechtzeitig melden soll, falls sich Schweiz-Feindliches zusammenbraut. Drei Mitarbeiter in Bern und Diplomaten draussen in den Botschaften studieren täglich klassische und soziale Medien. Das Ergebnis liegt vor Bideau auf dem Schreibtisch: Grafiken, in denen negative Storys rot, positive grün und neutrale grau eingezeichnet sind. Rot ist prägnant, wobei Bideau zu bedenken gibt, dass der Ruf der Eidgenossenschaft bei den Völkern deutlich besser ist als bei den Medien. «Da wäre vieles grüner.»

Am 24. März 2000 trat das Bundesgesetz über die «Pflege des schweizerischen Erscheinungsbildes im Ausland» in Kraft. Darin werden die Aufgaben der professionellen Schweiz-Werber ebenso umfassend wie vage umrissen: «Der Bund fördert die Vermittlung allgemeiner Kenntnisse über die Schweiz, die Schaffung von Sympathien für die Schweiz sowie die Darstel-

lung der schweizerischen Vielfalt und Attraktivität.» Schnoddrig liesse sich dies so zusammenfassen: «Wir sind eigentlich echt nett, und wir machen nicht nur Emmentaler Käse.»

Rücksprache mit dem Bundesrat

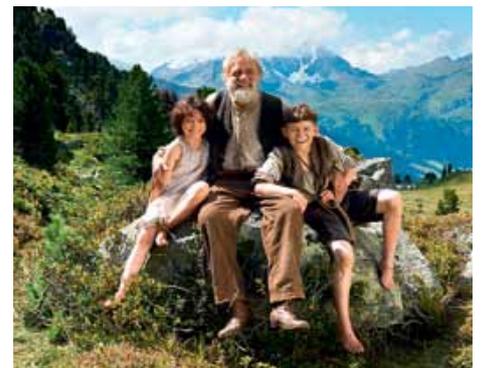
Bideau lächelt vorsichtig über die Gesetzesformulierung. Sie tönt heute – mehrere Imagekrisen später – wahrscheinlich zu unschuldig. In einer vor sechs Jahren verabschiedeten, weitergehenden Verordnung über die Pflege des Schweiz-Bildes schlägt der Bundesrat martialischere Töne an. «Bei Gefährdung des Erscheinungsbildes der Schweiz im Ausland oder im Falle einer Imagekrise ist die Schweizer Landeskommunikation dafür verantwortlich, dem Bundesrat Kommunikationsmassnahmen vorzuschlagen.» Das klingt eher nach Panzerbataillon als nach PR-Arbeit – und illustriert, wie ernst man die Sache in Bern nimmt.



Lego-Chalet: «House of Switzerland».



«Gottesgeschenk»: «Barry der Bernhardiner».



«Wir sind eigentlich echt nett»: «Heidi».

So ernst, dass Präsenz Schweiz sehr eng mit dem Bundesrat zusammenarbeitet. Bideau hält die Nähe zur Regierung für richtig; man müsse Rücksprache nehmen. Private PR-Agenturen, von denen manche selber Öffentlichkeitsarbeit für Staaten übernehmen, sind kritischer. «Lobbying und PR kann man nicht Beamten überlassen, die sind viel zu zaghaft», schimpft eine Lobbyistin aus Zürich. «Das sollten Profis machen.» Eine zupackende Agentur hätte wohl interveniert, als die Architekten des schweizerischen Pavillons auf der Mailänder Expo 2015 den Namen ihres mit helvetischen Leckereien vollgestopften Bauwerkes verkündeten: «Confoderatio Helvetica», weil es ja um *food*, um Nahrung, gehe. Das tut weh, aber «gottlob lässt sich ein Projekt nicht nur auf den Slogan reduzieren», meint Bideau. Nur ändern lasse er sich leider nicht. ○

Dschihad im Alpen-Réduit

In einer Videobotschaft ruft der Islamische Zentralrat Schweiz zu einer islamischen Revolution auf. Das Anliegen, sich gegen Muslimfeindlichkeit zur Wehr zu setzen, dient den Extremisten dabei nur als Vorwand für ihre Agitation. *Von Kurt Pelda*



Aufwiegelung gegen die Schweiz: islamistischer Fahnen­träger.

Es hätte nichts weniger als der Beginn einer «islamischen Revolution» werden sollen, ein Aufstand, der nicht nur die Schweiz, sondern am Ende die ganze Welt verändert. So lautet die Kernbotschaft eines abstrusen Videos, das der Islamische Zentralrat Schweiz (IZRS) als Aufruf für eine Demonstration gegen «Islamophobie» ins Netz stellte.

Das Filmchen produzierte der Leiter des «Departements für Kulturproduktion» im Schweizer Islamrat, Naim Cherni, im Namen aller hier lebenden Muslime. Das ist eine absurde Anmassung und dürfte von vielen Muslimen, die mit Sektierern und Dschihad-Sympathisanten wie Cherni nichts zu tun haben wollen, sogar als Beleidigung aufgefasst werden. Immerhin gibt es in der Schweiz rund 400 000 Muslime, von denen der IZRS vielleicht ein paar tausend Fundamentalisten repräsentiert. Am Ende tauchten in Freiburg gerade einmal 300 Demonstranten auf, und die islamische Revolution musste auf unbestimmte Zeit verschoben werden.

Die Fahne der Gerechten

Als islamfeindlich interpretieren die selbsternannten Vertreter der in der Schweiz lebenden Muslime die Entscheidung der Behörden, die Jahreskonferenz des IZRS nicht im Forum Fribourg stattfinden zu lassen. In schrillen Tönen

kritisierte der Islamrat das nicht nur als weiteres Indiz für die angeblich grassierende Islamophobie, sondern auch als Schlag gegen die Versammlungsfreiheit. Dabei lassen sich aus der Versammlungsfreiheit keine Ansprüche auf eine Zusammenkunft in einem bestimmten Kongresszentrum ableiten.

Hetze ist für den Islamrat natürlich immer nur das, was die ändern tun. Das rund dreiminütige Video ist indessen eine einzige Aufwiegelung gegen die angeblich so muslimfeindliche Schweiz. Vordergründiger Anlass ist das seit fünf Jahren bestehende Minarettverbot – ein Ladenhüter. Kein Zweifel, dass es sich dabei um eine diskriminierende Verfassungsbestimmung handelt. Aber es ist bei weitem nicht die einzige in unserem Grundgesetz. Dass zum Beispiel Männer wehrpflichtig sind, ist eine erheblich gravierendere Diskriminierung, die auch sehr viel mehr Menschen betrifft. Trotzdem kommt niemand auf die Idee, die Schweiz deshalb als männerfeindlich zu verunglimpfen.

Drohnenflüge kennzeichnen das Video des Zentralrats: Die Kamera fliegt über die verschneite Bergregion oberhalb von Kriens, folgt einem schwarzvermummten Mann, der eine weisse Fahne trägt. Darauf steht in schwarzer Schrift das muslimische Glaubensbekenntnis: «Es gibt keinen Gott ausser Gott, und Moham-

med ist der Gesandte Gottes.» Dann nimmt die Kamera das Berner Münster ins Visier, die Drohne fliegt senkrecht nach oben bis über die Turmspitze mit dem Blitzableiter. Die Bilder erinnern entfernt an ein Minarett – die Botschaft: «Die Christen dürfen hierzulande Kirchtürme errichten, wir Muslime nicht.» Doch der Vergleich hinkt: Im Spätmittelalter, als das Berner Münster gebaut wurde, lebten noch keine Muslime in der alten Eidgenossenschaft.

Anders als in einem kürzlich veröffentlichten Video aus Syrien hat der Islamrat diesmal immerhin darauf verzichtet, als Begleitmusik ein arabisches Loblied auf al-Qaida zu verwenden. Dafür hat es der auf Englisch gesprochene Kommentar in sich: «Es gab eine Zeit, da war unsere Hoffnung nur ein Samenkorn, durch die Luft gewirbelt.» Die Muslime seien schwach gewesen, entfremdet, sie hätten unter Qualen, Schmerzen und Erniedrigung gelitten. Wer das hört, könnte meinen, die Muslime lebten nicht in der Schweiz, sondern in einer Diktatur, welche die Rechte von Andersgläubigen mit Füßen tritt.

Ewige Opferrolle

Mit seinem Video zelebriert der Islamrat die Opferrolle der Muslime, genauso wie es die Rattenfänger tun, die Rekruten für den angeblich Heiligen Krieg anwerben. Wer Opfer ist, darf sich wehren. Die Opferrolle dient aber auch dazu, Verantwortung abzuschieben – für sein Unvermögen und die eigenen Taten. Und dann wird es kitschig-dramatisch, wie in einem Propagandavideo des sogenannten Islamischen Staats: Der Vermummte reisst die Stange mit der weissen Flagge aus dem Boden, es klingt wie ein Schwert, das in einem Fantasy-Film aus der Scheide gezogen wird. «Um zu überleben, haben wir unser Zuhause verlassen – angesichts der drohenden Auslöschung», schwadroniert der Sprecher. Wohin aber soll die Hedschra – arabisch für Auswanderung und ein beliebtes Wort von Dschihadisten – gehen? Zum Heiligen Krieg ins Alpen-Réduit? Zum islamischen Rüttschwur in der Zentralschweiz? Am Ende weht die Flagge mit dem Glaubensbekenntnis hoch auf den Bergen und über dem Wolkenmeer des Flachlands – eine Landnahme im Namen des Islam. Man sei jetzt nicht nur zu einem Baum, sondern zu einem ganzen Wald geworden, stark und unzerbrechlich, schwafelt der Sprecher mit dramatischem Unterton weiter. Es sei der Beginn einer islamischen Revolution. ○



Erfahrungsbericht

Im Namen Mohammeds

Die Reaktionen auf meine *Weltwoche*-Titelgeschichte über den Koran offenbaren auch ein Problem des Westens. Wir kuschen und schränken selber die Meinungsäusserungsfreiheit ein. *Von Andreas Thiel*

Im Nachhinein wird mir klar, dass die Islamisten den dänischen Karikaturenstreit gewonnen haben. Der Terror, der auf die Veröffentlichung von Mohammed-Karikaturen folgte, hinterliess in unseren Köpfen eine Fussnote zur Meinungsäusserungsfreiheit: «Gilt nicht für Äusserungen über Mohammed und den Koran». Dieser ungeschriebene Zusatzartikel spukt als Unheil verkündender Geist durch Redaktionen, Amtsstuben, Medien und Bildungseinrichtungen. Dieser Artikel, den man in unsere Köpfe gehämmert hat, steht im Koran festgeschrieben. So verkündet Mohammed in Sure 10,37: «Kein Zweifel an diesem ist möglich.»

Wer sich an dieses Denkverbot hält, unterwirft sich der Scharia, dem Gesetz des Korans. Ihr Geist, der jedes kritische Denken unterbindet, hat sich auch in den Köpfen unserer Islamwissenschaftler festgesetzt. Sobald es um den Koran geht, versagt die Urteilskraft. Letzte Woche habe ich belegt, dass Dutzende von Koranstellen direkt auffordern, jeden, der dem Koran nicht folgt, zu töten. Was sagt die Islamwissenschaft dazu? «Koran lesen will gelernt sein», belehrt uns Thomas Widmer im *Tages-Anzeiger*.

Was soll das heissen? Jeder von uns hat in der Schule Lesen gelernt. Und des Lesens mächtig, lesen wir den Koran. Und was lesen wir? Alle, die nicht Mohammed folgen, sollen getötet werden. Thomas Widmer meint zu solchen, angeblich ewig gültigen Worten Gottes, welche gemäss dem Koran schon lange vor deren Verkündung durch Mohammed im Himmel festgeschrieben waren: «Das hat mit der kurzen Entstehung des Buches in gut zwei Jahrzehnten zu tun und mit der Lage des Verkünders. Mohammed war unter Druck ...»

Das Lachen bleibt in der Kehle stecken

Es waren solche Reaktionen von akademischer Seite, die mich verblüfften, und weniger die hasserfüllten E-Mails und anonymen Drohanrufe. Letztere sind ja bloss die logische Konsequenz der Aufhetzung gegen Andersdenkende im Koran. Ich war erstaunt über Journalisten, die meinen kritischen Artikel als Polemik oder Provokation sehen wollten. Wenn es als Polemik gilt, Gewaltverbrechen zu verurteilen, dann verharmlosen wir diese Verbrechen nicht nur, sondern wir befürworten und rechtfertigen sie auch noch. Nur weil es sich bei einem Verbrecher um einen Kriegsfürsten handelt,

muss man noch lange nicht seine Verbrechen als für seine Verhältnisse normale bezeichnen. Wenn der Verbrecher dann auch noch behauptet, er töte im Namen Gottes, dann sollte das erst recht aufhorchen lassen.

Thomas Widmer rät zwar zu «Distanz zu den heiligen Büchern aus der Wüste». Sie seien «mit Bedacht, mit Bemühung um ihre Herkunft und mit jenem Humor» zu lesen, «der dem Satiriker Thiel für einmal abgeht». Ja, ich bin von Beruf Humorist, aber bei Pädophilie, Sklavenhandel und Aufruf zum Mord bleibt auch mir das Lachen in der Kehle stecken.



Innerlich zerrissen: Muslime in Indien.

Und wenn Thomas Widmer uns weiter belehrt, dass es im alten Mekka «die Idee der Pädophilie» noch gar nicht gegeben habe und Sex zwischen älteren Männern und kleinen Mädchen deshalb «normal» gewesen sei, dann möchte ich gerne dabei sein, wenn Thomas Widmer den Dschihadisten des IS oder von der Boko Haram erklärt, dass Mohammed historisch betrachtet zwar alles komplett falsch gemacht habe, dass dies aber nicht schlimm sei, da es damals eben normal gewesen sei, weshalb die heutigen Dschihadisten aber lieber nicht vergewaltigen und morden sollten, da man heute den Koran ganz anders lesen müsse

und zwar, indem man genau das Gegenteil dessen herausliest, was drinsteht.

Die Pflicht der Muslime

In Indien lebte ich unter anderem auch bei Muslimen, bei denen die Frauen nur unter der Burka das Haus verliessen und die Männer fünfmal am Tag in die Moschee gingen. Diese Religion schien meine muslimischen Freunde innerlich zu zerreißen. Bei Festen gab es unter den Räumlichkeiten, welche den Männern vorbehalten waren, immer auch einen Raum, in welchem Brandy im Teeglas gereicht wurde. Wenn ich jemanden darauf ansprach oder mich darüber verwundert zeigte, dass plötzlich alle betrunken waren, überhörte man es, als hätte ich nichts gesagt. Meine Freunde konnten aber an anderer Stelle bei Diskussionen über den Islam behaupten, sie hätten noch

Bei Diskussionen über Politik und Religion erfuhr ich die beste Gastfreundschaft.

nie im Leben Alkohol getrunken, denn dies sei des Teufels.

Bei Diskussionen über den Koran, bei welchen ich leider der Einzige war, der ihn gelesen hatte, verwarfen sie meine Behauptung, der Koran predige Gewalt. Nur von Frieden und Liebe sei darin die Rede, es handle sich um schönste, göttlichste Poesie. Sprach man dann aber über Politik, zeigten sie sich überzeugt, der christliche und jüdische Westen sei der grosse Feind aller Muslime und habe nur eines im Sinn, nämlich alle Muslime zu vernichten.

Plötzlich lagen sie wieder genau auf der Linie, welche Mohammed im Koran predigt. Sie betonten ihre Pflicht als gläubige Muslime, den Islam mit dem Schwert gegen den teuflischen Westen zu verteidigen, und rechtfertigten damit meinen Vorwurf, dass sie ihre Söhne nach Pakistan und Afghanistan in Ausbildungslager der Taliban und somit in den sicheren Tod schickten. Bei all diesen Diskussionen über Politik und Religion, die wir in aller Offenheit über Wochen führten, erfuhr ich die beste Gastfreundschaft. Es sind nicht die Muslime, es ist der Koran ...

Andreas Thiel ist Satiriker und *Weltwoche*-Kolumnist.

Die Weisheit des Volkes

Rechtsprofessor Hans-Ueli Vogt, 45, ist der Kopf hinter der umstrittenen SVP-Volksinitiative «Schweizer Recht geht fremdem Recht vor». Der hochgebildete Jurist ist das wandelnde Gegenteil jener Zerr- und Feindbilder, die von der Volkspartei kursieren. *Von Roger Köppel und Gian Marco Castelberg (Bild)*

Er gehört fraglos zu den interessanten jüngeren Politikern der Schweiz. Hans-Ulrich Vogt, Jahrgang 1969, ordentlicher Professor für Privat- und Wirtschaftsrecht an der Universität Zürich, ist SVP-Kantonsrat und lenkender Kopf hinter der anrollenden Volksinitiative «Schweizer Recht geht fremdem Recht vor».

Der Vorstoss löste nach den Sommerferien giftige Betriebsamkeit im medialen und politischen Bern aus. Die meisten Zeitungen sind entsetzt, alle relevanten Parteien empören sich. Man wirft der SVP vor, sie wolle die Menschenrechte abschaffen und huldige einem «Unabhängigkeitswahn». Mittendrin: der unter anderem in Harvard ausgebildete Rechtsprofessor Vogt, der für die Volkspartei das dreissigseitige Positionspapier verfasste inklusive 33 Fussnoten.

Vogt lächelt verwundert, wenn man ihn auf die Aufregung anspricht. Er sitzt in einem unterirdischen, fast fensterlosen Büro an der Zürcher Rämistrasse, nur wenige Höhenmeter entfernt von SP-Nationalrat Daniel Jositsch, der hier ebenfalls als Rechtsprofessor amtiert. «Die Reaktionen haben mich sehr erstaunt», sagt Vogt nachdenklich. Der eher kleingewachsene, drahtige Intellektuelle ist das wandelnde Gegenteil jener Zerr- und Feindbilder, die von seiner Partei im Umlauf sind.

Sein Aha-Erlebnis

Vogt argumentiert abgewogen und ruhig, sehr differenziert. Der ehemalige Summa-cum-laude-Doktorand, der sich selber als Streber bezeichnet, erzählt von seinem völkerrechtlichen Aha-Erlebnis am 12. Oktober 2012. Damals entschied das Lausanner Bundesgericht im Kriminalfall eines mehrfach straffälligen Mazedoniers gegen dessen Ausschaffung. Und merkte in einer weitreichenden Zusatzlauerung fast beiläufig an: «Das Bundesgericht kann [...] der vom Verfassungsgeber zu Ausdruck gebrachten Wertung insoweit Rechnung tragen, als dies zu keinem Widerspruch zu übergeordnetem Recht bzw. zu Konflikten mit dem Beurteilungsspielraum führt, den der EGMR den einzelnen Konventionsstaaten bei der Umsetzung ihrer Migrations- und Ausländerpolitik zugesteht.»

Zu Deutsch: Völkerrecht bricht Landesrecht. Die Strassburger Richter stehen über dem Schweizer Volk.

Das war für Vogt die grosse Anmassung, der unheilvolle Höhepunkt einer «gezielt betriebenen Umdeutung unserer Bundesverfassung», wie er sich ausdrückt. Das Bundesgericht habe

im Beispiel des Mazedonier-Falls «die rechtliche Souveränität der Schweiz preisgegeben».

Darin sieht Vogt einen verfassungswidrigen Staatsumbau von oben. Zwar habe die revidierte Bundesverfassung von 1999 das Verhältnis Landesrecht-Völkerrecht etwas nebelhaft offengelassen. Ein «modisches Misstrauen gegen die direkte Demokratie» habe schon damals gewirkt. Aber von einem eindeutigen Vorrang des Völkerrechts gegenüber unserer Verfassung, wie ihn nun das Bundesgericht verkündet habe, sei ausdrücklich nie die Rede gewesen. Vogt ist sicher: Das Lausanner Urteil vom Oktober 2012 war weder ein Fehler noch ein Missverständnis. Im Gegenteil: «Das Bun-

«Der Experte wird demokratisch nicht zur Rechenschaft gezogen. Er fühlt sich überlegen.»

desgericht wollte dem Gesetzgeber ein klares Signal geben, wie die Ausschaffungsinitiative umzusetzen sei.»

Richter, die Politik machen; Volksentscheide, die auf juristischem Weg in ihr Gegenteil verdreht werden: Das ist für Vogt nicht Stoff für Verschwörungstheorien oder Italien-Reportagen, sondern inzwischen traurige Realität auch in der Schweiz. «Internationalisten aus allen Lagern» hätten zusehends Mühe bekommen mit Schweizer Volksentscheiden, sagt Vogt. Unter den Staats- und Völkerrechtlern gebe es prominente Figuren, denen vor allem das vom Volk beschlossene Ausländerrecht nicht passe.

Weil man an den Urnen keine Chance sehe, werde versucht, über «die juristische Bande zu spielen», also Schweizer Recht über den Umweg des internationalen Rechts zu ändern. Dieses Spiel aber funktioniert nur, wenn das Völkerrecht über dem Landesrecht steht. Und diesem Plan, erzählt Vogt, habe man in den letzten 20 Jahren heimlich und gezielt zum Durchbruch verholfen. Statt der Stimmbürger sollen die «Experten» herrschen: «Der Experte wird demokratisch nicht zur Rechenschaft gezogen. Dem Volk fühlt er sich überlegen.»

Gegen die Brechstange des internationalen Rechts bringt Vogt die SVP-Initiative in Stellung. Ihr Ziel: Volk und Stände sollen wieder oberster Schweizer Verfassungsgeber sein. Die juristische Ausbremsung der direkten Demokratie muss aufhören. Die Bundesverfassung geht dem internationalen Recht vor, unter

Vorbehalt des zwingenden Völkerrechts. Weil dieses nirgends exakt festgeschrieben ist, liefert Vogts Initiativtext eine Definition nach, die sich an international geltende Deutungen anlehnt und zum Beispiel das Verbot von Angriffskriegen, Kriegsverbrechen, Folter und Todesstrafe umfasst. Das ist für Vogt die einzige unübersteigbare Schranke, an die sich die Stimmbürger zu halten haben.

Besonderer Stein des Anstosses und innenpolitischer Streitpunkt ist die Europäische Menschenrechtskonvention (EMRK). Das ominöse Bundesgerichtsurteil vom Oktober 2012 stellt die EMRK über die Bundesverfassung. Justizministerin Simonetta Sommaruga rühmte die EMRK kürzlich als «unverzichtbar». Vogt hält sie in der Schweiz für «unnötig». Schlimmer noch: Die Menschenrechtscharta werde heute von den europäischen Richtern immer weiter ausgelegt. Der unter dem Eindruck namenloser Kriegsverbrechen formulierte Katalog an unveräusserlichen Grund- und Freiheitsrechten sei im Begriff, zum Durchgriffshebel für Rechtsansprüche aller Art gemacht zu werden.

Auswucherung der Menschenrechte

Nicht mehr der Schutz des Einzelnen vor dem Staat, sondern die Begehrlichkeiten des Einzelnen gegenüber dem Staat stehen heute laut Vogt im Vordergrund. Konkret würde die Schweiz etwa daran gehindert, schwerst straffällige Ausländer ausser Landes zu schaffen. Die Konvention bedrohe mittlerweile aber auch die Marktwirtschaft. Vogt erwähnt ein Urteil, mit dem die Verjährungsfristen für Haftungsklagen verlängert wurden mit enormen Langzeitrissen für die Unternehmen.

Niemand habe solche weitreichenden Auswucherungen im Blick gehabt, als man die EMRK 1974 in der Schweiz einführte. Eine Kündigung sei jetzt «offenbar nötig», damit die Verfassung hierzulande wieder durchgesetzt werden könne. Um die Menschenrechte brauche man sich deswegen aber keine Sorgen zu machen, sagt Rechtsprofessor Vogt: «Alle Menschenrechte der EMRK gelten in der Schweiz seit Jahrzehnten und sind solide in der Bundesverfassung verankert.»

Die von Vogt kritisierten «Experten» sind gar nicht amüsiert. Kollegen steigen auf die Barrikaden. Gestandene Staatsrechtler wie alt Ständerat René Rhinow (FDP) oder Daniel Thürer sehen dunkelrot. Für sie ist die von Vogt als längst fällige «Klärung» bezeichnete



Das Mässige des Rechts: Hans-Ueli Vogt in seinem Zürcher Büro.

Vorrangstellung des Landesrechts eine schändliche Anmassung. Sie finden es auch ganz schlimm, dass sich die SVP erfrecht, das nirgends klar definierte zwingende Völkerrecht zu definieren. Darin sehen diese Experten nicht den Versuch, Missverständnisse und Missbrauch zu unterbinden, sondern einen gefährlichen Tabubruch, direkt-demokratischen Fundamentalismus sozusagen.

«Dieses Misstrauen gegen das Volk ist mir vollkommen fremd», erwidert Vogt. «Das Volk besitzt ein äusserst differenziertes Urteilsvermögen. Es entscheidet oft weitsichtiger und verantwortungsbewusster als die Elite.» Das sei kein Zufall: «Die gewöhnlichen Leute denken in der Politik an ihre Kinder und an die Folgen für ihre Familien, nicht an die Wiederwahl oder ans Image. Sie lassen sich deshalb nicht so leicht von kurzfristigen Emotionen leiten.»

Die Stimmbürger hätten Thomas Minders «Abzocker»-Initiative gegen alle Mahnungen angenommen, nicht aber den linken Vorschlag einer Lohndeckung bei 1:12. Ein weitverbreitetes Unbehagen gegenüber einer fremdbestimmten Masseneinwanderung habe zum überraschenden Ja vom 9. Februar geführt. Aber die Schweizer hätten sehr genau realisiert, dass der radikale Ecopop-Riegel das Land womöglich erdrosselt hätte.

Vogts Lieblingsbeispiel ist die Rothenthurm-Initiative von 1987, die sich erfolgreich gegen die militärische Trockenlegung eines Hochmoors wandte. «Damals waren die obersten

«Zu Hause hat man mir erklärt: «Links steht die SP, rechts die FDP, in der Mitte die SVP.»»

Militärs felsenfest überzeugt, die Schweiz brauche diesen Waffenplatz. Kurz darauf war der Kalte Krieg vorbei. Und heute sind wir dankbar, dass das Volk diese Naturoase bewahrte.»

Unter den Professorenkollegen ist Vogt ein politischer Sonderfall. Herkunftsprägungen spielen eine wichtige Rolle. Er wuchs in Illnau-Effretikon im Kanton Zürich auf. Der Vater war Notar aus bäuerlichen Verhältnissen und selber Hobbylandwirt. Das bodenständige Milieu hat ihn beeinflusst, doch mit seinen «zwei linken Händen» verlegte sich Sohn Hans-Ueli früh aufs Lernen. Er war ein bestechender Schüler, aber keiner, der die Mädchen mit sportlichen Wundertaten beeindruckte. «Meine Qualität war eher der Humor.»

Vogt lieferte die beste Matura seines Jahrgangs, von 90 möglichen Punkten schaffte er 87. Sprachen und Geschichte interessierten ihn, doch am Ende zog es ihn in die Juristerei, weil ihn die «Stringenz der Argumentation» und der «Versuch einer objektiven, geordneten Welterklärung» noch mehr faszinierten.

Vogt sei immer bürgerlich gesinnt gewesen. Schon als Primarschüler wusste er die Parteien

auseinanderzuhalten. «Zu Hause hat man mir erklärt: «Links steht die SP, rechts die FDP, in der Mitte die SVP.»» Politisch besonders aktiv sei er aber nie gewesen. Erst mit zunehmender Dauer des Studiums und später als Professor an der Uni wurde ihm bewusst, dass die von ihm geschätzte Objektivität und Wissenschaftlichkeit des juristischen Denkens im Grunde auf Illusionen, auf einer Art Selbstbetrug beruhte: «Rechtsnormen sind politisch durchtränkt. Es ist ein Irrtum zu glauben, dass Rechtssysteme politisch neutral sind.»

Hinter den Paragrafen steckten Wertvorstellungen, ideologische Weltbilder, politische Interessen. Die Macht setzt das Recht. Seine Aufgabe als Professor sieht Vogt auch darin, die Studenten für rechtspolitische Fragen zu sensibilisieren. Den Widerspruch vorwegnehmend, ergänzt er: «Natürlich geht es mir nicht darum, den Studenten meine politische Sicht aufs Auge zu drücken, aber sie sollen befähigt werden, hinter die Scheinneutralität zu blicken.»

«Nicht alle Kulturen passen zur Schweiz»

Vogt ist kein Blender. Erstaunlich unverkrampft beschreibt er sein nach eigenem Bekunden eher beschränktes Talent zum Politiker. Seine Stärke sei die Analyse. Derzeit allerdings befinde er sich im Übergang «in den Modus des Handelnden», wie er vorsichtig ergänzt. Dass es an den Universitäten an bürgerlich orientierten und freiheitlich denkenden Professoren mangle, habe ihn zum politischen Engagement motiviert. Seit 2011 wirkt er für die SVP im Kantonsrat. Nächstes Jahr werde er wohl für den Nationalrat kandidieren, «auf einem der hinteren Listenplätze».

Uni-Professor und SVP: Wie geht das zusammen? Vogt beteuert, er habe seine politischen Vorlieben nie verschleiert, um sein akademisches Fortkommen zu beschleunigen. Er lobt seine Kollegen als offen, sachlich und professionell. Dass die Volkspartei freilich gerade unter gebildeten Ständen nicht besonders anheim-



melt wird, kann auch Vogt kaum entgangen sein. Er will hier den Ball eher flach halten. Was ihm an der SVP gefällt, ist «ihre Art, zum Kern der Sache vorzudringen und die Dinge unverblümt auszusprechen». Der SVP gehe es um die Benennung und die Lösung von konkreten Problemen. Ausserdem behage ihm der leidenschaftliche Schweiz-Bezug – «ein Superland».

«Die Stellschrauben der direkten Demokratie dürfen wir nicht aus der Hand geben.»

Gibt es Reibungsflächen zwischen ihm und der Volkspartei? Das Thema Natur und Umwelt werde zu klein gefahren, findet Vogt. Die Partei sei zwar urgrün, habe aber heute irgendwie Angst, sich dazu zu bekennen. Ist die SVP fremdenfeindlich? Vogt denkt nach. «Nein, die SVP ist nicht fremdenfeindlich, aber sie hat eine vernünftige und gesunde Skepsis gegenüber dem Neuen, Fremden, Unbekannten.» Dieses rationale Misstrauen sei doch als «Grundprinzip für das Überleben schon jeder kleinsten Zelle wichtig». Niemand lasse seine Haustür einfach offen stehen. Jede Gesellschaft habe das Recht auszuwählen. Und: «Nicht alle Kulturen passen zur Schweiz.»

Damit die Schweiz für Vogt die Schweiz bleibt, müssen die Volksrechte im Sinne seiner Initiative gestärkt werden. «Die Stellschrauben der direkten Demokratie dürfen wir nicht aus der Hand geben.» Der Nationalstaat sei entgegen landläufigen Irrtümern kein Auslaufmodell, sondern nach wie vor im «Fahrsitz». Natürlich müsse sich auch die Schweiz internationalen Entwicklungen anpassen, aber die Anpassung habe im Verfahren der Selbstbestimmung zu erfolgen. Erhaltung der Handlungsfähigkeit sei oberste Pflicht. «Die Schweiz muss in der Lage bleiben, in jedem Fall selber zu entscheiden, was sie bewahren möchte und was sie preisgeben muss.» Die langfristige orientierte Weisheit des Volks sei der entscheidende Trumpf im Wettbewerb der Systeme.

Zwischen den Zeilen klingt dann doch noch leise Kritik an der SVP an. Vogt arbeitete in internationalen Anwaltskanzleien, unter anderem in New York. Er findet, der Kleinstaat müsse sich international clever vermarkten. Subtilität und Bescheidenheit seien nützliche Tugenden: Schläuheit als Machiavellismus des Kleinen. Spricht hier bereits der gewiefte Polit-aufsteiger, der sich taktisch vom knüppelhar-ten Stil mancher Kollegen abgrenzt?

Vogt lächelt: «Das Mässige des Rechts habe ich wohl noch nicht ganz abgestreift.» Trotzdem bleibe es aus sachlichen Überlegungen richtig: «Dem Kleinstaat Schweiz kann das eigene Image nicht völlig egal sein.» Wer auf Zusammenarbeit angewiesen ist, darf den Holzhammer nur im absoluten Notfall auspacken. ○



Gegenrede

Hände weg von den Volksrechten

Vor zwei Wochen plädierte alt Botschafter Paul Widmer an dieser Stelle dafür, die Hürde für Volksinitiativen hinaufzusetzen. Der Vorschlag ist falsch. Man darf dieses schweizerische Instrument der Machtlosen nicht noch weiter schwächen.

Von Christoph Blocher

Wir sind auch für das hohe Gut der direkten Demokratie! So schallt es aus den Kehlen von Politikern durch das ganze Land. Aber gleichzeitig werden Vorschläge dazu gemacht, wie man die direkte Demokratie «verwesentlichen» – konkret: einschränken – müsse.

Doch die Frage ist: Wer soll im Staate Schweiz die oberste Macht haben? Die Bürger oder die von den Bürgern gewählten Politiker? Die Schweiz hat nach langem Ringen eindeutig entschieden. 1848 mit der Bundesverfassung, 1874 durch die Einführung des Gesetzesreferendums, 1891 durch die Einführung der Volksinitiative: Oberster Gesetzgeber sind das Volk und die Stände. Doch daran wollen sich die Behörden – Legislative, Exekutive und Judikative – nicht mehr halten.

Offen sagt man dies nicht. Aber mit allerlei juristischen Tricks versucht man, Volksscheide zu verhindern, und werden von Volk und Kantonen beschlossene Volksinitiativen – d. h. gültige Verfassungsartikel – nicht umgesetzt (so zum Beispiel der Ausschaffungsartikel). Die Politiker zeigen grosse Innovationsfähigkeit, wenn es darum geht, demokratische Entscheide nicht zu befolgen. Sie setzen dann eine besonders staatsmännische Miene auf. So trat kürzlich Frau Ständerätin Verena Diener (GLP) – eine nette Dame – mit Sorgenfalten im Gesicht vor die Medien und verlangte – natürlich nicht ohne sich generell vor der direkten Demokratie zu verneigen –, dass ein Gültigkeitserfordernis der Volksinitiative das Verhältnismässigkeitsprinzip sein müsse. Nicht die Stimmbürger, sondern die Politiker sollen entscheiden, was verhältnismässig ist, fordert sie. Wie kommt es nur, dass Politiker zu sich selbst ein so grosses Vertrauen haben, aber dieses den Bürgern, die durch tagtäglichen Umgang mit den Verhältnissen besser vertraut sind, absprechen?

Auch sogenannte «Wirtschaftsführer» multinationaler Konzerne treten jetzt gegen die Volksrechte an. Sie haben es vor allem auf die Volksinitiativen abgesehen. Sie glauben, diese würden die wirtschaftlichen Standortvorteile der Schweiz verschlechtern.

Wirklich? Wer die Sache genau anschaut, muss zum gegenteiligen Schluss kommen. Das Volk ist entschiedener gegen Ausgabenfreudigkeit, Steuererhöhungen und Interven-

tionismus als die Parlamente. All die wirtschaftsfeindlichen Initiativen sind fast ausnahmslos abgelehnt worden.

Wer hat denn nein gesagt zu obligatorisch mehr Ferien, nein zur schädlichen Mitbestimmungs-Volksinitiative und zu deren Gegenvorschlag, nein zur «1:12»-Initiative und nein zur Mindestlohninitiative? Wer sagte nein zu einem Solarrappen und zur Herabsetzung des AHV-Alters? Wer sagte nein zur Volksinitiative zur Verkürzung der Arbeitszeit, und wer hat in der Schweiz denn eine Schuldenbremse ein-



Für Wichtiges reserviert: Paul Widmer.

geführt und für die Verwerfung von wirtschaftsfeindlichen Steuerinitiativen gesorgt? Wer denn ausser Volk und Stände an der Urne? Von den drei deutlichen Nein am vergangenen Sonntag gar nicht zu reden.

Das wichtigste «Menschenrecht»

Trotzdem: Man will Unterschriftenzahlen für Volksinitiativen verdoppeln. Es sind ausnahmslos Kreise, die noch nie eine Volksinitiative selbst zustande bringen mussten, weil sie andere Einflussmöglichkeiten haben als die einfachen Bürger. Die Demokratiegegner wissen nicht, wovon sie sprechen. Sie

wissen nichts von all den bürokratischen Hindernissen, die den Initianten in den Weg gelegt wurden, etwa dass jeder Unterschriftenbogen eine intensive Überprüfung vor der Beglaubigung durchlaufen muss.

Natürlich: Mächtige Verbände wie Gewerkschaften, Umweltverbände, Gewerbeverband brächten auch mit höherer Stimmenzahl eine Volksinitiative zustande. Aber wie steht es mit Bürgern ausserhalb der Pressure-Groups?

Ich erinnere zum Beispiel an die Verwahrunginitiative. Dahinter standen Mütter und Verwandte von durch Wiederholungstäter ermordeten Angehörigen. Die Verantwortung für die Ermordung trugen Politiker, die aber nie zur Rechenschaft gezogen wurden. Diese betroffenen Frauen rafften sich damals zu einer Volksinitiative für lebenslängliche Verwahrung auf, und das Volk stimmte ihnen mit 56,2 Prozent zu. Das Gleiche mit der Pädophilen-Initiative (63,5 Prozent Ja). All diese Volksinitiativen wurden durch keine grossen Parteien oder keinem Verband im Rücken lanciert. Die Volksinitiative ist das Instrument derjenigen, die in Bern nicht die Macht haben. Das ist ihr Sinn. Wenn wichtige Anliegen auf dem parlamentarischen Weg nicht aufgenommen werden, bleibt eben nichts anderes als die Volksinitiative.

Auch der edle Einwand, die Volksinitiative sollte für «Wichtiges» reserviert werden, ist ein hochnäsiger Einwand. Wer bestimmt im Rechtsstaat Schweiz, was wichtig ist? Wohl der Souverän. Dass Frauen nicht durch Wiederholungstäter ermordet werden, dass die pädophilen Lehrer nicht unterrichten sollen – all dies ist vielen Bürgern wichtig. Parlament und Bundesrat fanden es nicht wichtig. Nein, Hände weg von den Volksrechten. Mir scheint dieses Recht für die Schweiz das wichtigste «Menschenrecht» zu sein. Denn gerade dadurch wurden in der Schweiz die Menschenrechte in den letzten 150 Jahren geschützt, längst bevor man sich bemühte, internationale Konventionen zu basteln, um unter dem lauten Bekenntnis zu den Menschenrechten das Gegenteil zu tun...

Christoph Blocher ist alt Bundesrat, ehemaliger Nationalrat und Vizepräsident der SVP Schweiz



VIP-Genussreise Bordeaux /Atlantik

Leben wie Gott in Frankreich!

Fliegen Sie mit dem Privatjet nach Bordeaux, und besuchen Sie das weltberühmte Château Lafite-Rothschild und Châteaux in den Appellationen Saint-Estèphe und Pessac-Léognan sowie eine Austernzucht an der Atlantikküste. Exklusive Führungen, Degustationen und gastronomische Genüsse inklusive.

Als VIP stehen Ihnen die Tore zu den sonst verschlossenen Top-Châteaux offen. Die Höhepunkte sind das Soirée-Konzert in der imposanten Wein-Kathedrale von Lafite-Rothschild sowie «Table Privée»-Essen in einem Château von Saint-Estèphe und Pessac-Léognan. Sie logieren standesgemäss im Fünfsternehotel, und mit Musse unternehmen Sie einen Bootsausflug zu den Sanddünen mit einem Mittagessen im idyllischen Restaurant «Trouvaille». Im Privatjet reisen Sie stilvoll und im kleinen Rahmen – ein Erlebnis der absoluten Extraklasse!

Programm:

1. Reisetag (1. Juli 2015)

- 8.15 Abflug im Privatjet in Zürich
- 9.30 Ankunft in Bordeaux
- 10.15 Besichtigung einer Eichenfassproduktion
- 12.00 «Table Privée» im Château der Appellation Pessac-Léognan (inkl. Führung und Degustation)
- 15.00 Erfrischung im Fünfsternehotel «Burdigala», Bordeaux

- 16.00 Erlebnisfahrt auf der Château-Route Médoc
- 17.30 «Table Privée» in einem Château der Appellation Saint-Estèphe (inkl. Führung und Degustation)
- 20.30 Transfer zum Château Lafite-Rothschild, Appellation Pauillac
- 21.00 Soirée-Konzert
- 22.45 Apéro im Weinkeller von Lafite-Rothschild
- 0.30 Ankunft im Hotel, Bordeaux

2. Reisetag (2. Juli 2015)

- 9.00 Fahrt an die Atlantikküste
- 10.15 Besuch einer Austernzucht mit Verkostung und Apéro am Meer
- 12.00 Mittagessen im Restaurant «Trouvaille» mit Blick auf die Sanddünen
- 14.45 Ausflug mit Taxiboot zu den Sanddünen
- 16.45 Transfer nach Bordeaux
- 17.45 Rückflug ab Bordeaux
- 19.00 Ankunft am Privatjet-Terminal in Zürich

Weltwoche-Spezialangebot

Bordeaux/Atlantik – Privatjet-Genussreise – nur in diesem Angebot!

Reisedatum:

Mittwoch, 1. bis Donnerstag, 2. Juli 2015

Leistungen:

- Park'n'Fly-Service in Zürich
- Privatjet-Flug Zürich-Bordeaux-Zürich
- 2 «Table Privée»-Essen
- Bootsfahrt und Mittagessen im «Trouvaille»
- Austern-Degustation inkl. Apéro
- Übernachtung im Fünfsternehotel «Burdigala» inkl. Frühstück
- Lokaler Transport

Spezialpreise:

Fr. 4780.– pro Person (Vorbehalt Verfügbarkeit; Einzelzimmerzuschlag Fr. 150.–)

Limitierte Teilnehmerzahl:

Max. 12 Gäste. Die Anmeldungen werden in der Reihenfolge ihres Eintreffens berücksichtigt.

Anmeldung:

Informationen und das detaillierte Reiseprogramm finden Sie unter: www.weltwoche.ch/Platinclub

Veranstalter:

Executive CH GmbH, Privatjet- und Yacht-Reisen, 5430 Wettingen, Telefon 056 427 15 68
www.executive-private.ch
E-Mail info@executive-private.ch

www.weltwoche.ch/platinclub



Man muss noch Ziele haben im Leben!



Ein Europa, das Grossmutter ist

Es braucht mehr Demokratie in der Europäischen Union. Die grossen Ideale erstarren in der Bürokratie. Der Mensch läuft Gefahr, zu einem blossen Rädchen im Getriebe der Wirtschaft zu werden. Man gewinnt den Eindruck der Müdigkeit, der Alterung. *Eine Ansprache von Papst Franziskus vor dem EU-Parlament*

Indem ich mich heute an Sie wende, möchte ich aufgrund meiner Berufung zum Hirten an alle europäischen Bürger eine Botschaft der Hoffnung und der Ermutigung richten. [...] Eine Ermutigung, zur festen Überzeugung der Gründungsväter der Europäischen Union zurückzukehren, die sich eine Zukunft wünschten, die auf der Fähigkeit basiert, gemeinsam zu arbeiten, um die Teilungen zu überwinden und den Frieden und die Gemeinschaft unter allen Völkern des Kontinentes zu fördern. Im Mittelpunkt dieses ehrgeizigen politischen Planes stand das Vertrauen in den Menschen, und zwar weniger als Bürger und auch nicht als wirtschaftliches Subjekt, sondern in den Menschen als eine mit transzendenter Würde begabte Person. [...]

Die Würde des Menschen zu fördern, bedeutet, anzuerkennen, dass er unveräusserliche Rechte besitzt, deren er nicht nach Belieben und noch weniger zugunsten wirtschaftlicher Interessen von irgendjemandem beraubt werden kann.

Man muss aber achtgeben, nicht Missverständnissen zu verfallen, die aus einem falschen Verständnis des Begriffes Menschenrechte und deren widersinnigem Gebrauch hervorgehen. Es gibt nämlich heute die Tendenz zu einer immer weiter reichenden Beanspruchung der individuellen – ich bin versucht zu sagen: individualistischen – Rechte, hinter der sich ein aus jedem sozialen und anthropologischen Zusammenhang herausgelöstes Bild des Menschen verbirgt, der gleichsam als «Monade» [...] zunehmend unsensibel wird für die anderen «Monaden» in seiner Umgebung. Mit der Vorstellung von Recht scheint die ebenso wesentliche und ergänzende Vorstellung von Pflicht nicht mehr verbunden zu sein, so dass man

Mit der Vorstellung von Recht scheint die Vorstellung von Pflicht nicht mehr verbunden zu sein.

schliesslich die Rechte des Einzelnen behauptet, ohne zu berücksichtigen, dass jeder Mensch in einen sozialen Kontext eingebunden ist, in dem seine Rechte und Pflichten mit denen der anderen und zum Gemeinwohl der Gesellschaft selbst verknüpft sind.

Ich meine daher, dass es überaus wichtig ist, heute eine Kultur der Menschenrechte zu vertiefen, die weise die individuelle oder besser die persönliche Dimension mit der des Gemein-

wohls [...] zu verbinden versteht. Wenn nämlich das Recht eines jeden nicht harmonisch auf das grössere Wohl hin ausgerichtet ist, wird es schliesslich als unbegrenzt aufgefasst und damit zur Quelle von Konflikten und Gewalt. [...]

Eine der Krankheiten, die ich heute in Europa am meisten verbreitet sehe, ist die besondere Einsamkeit dessen, der keine Bindungen hat. Das wird speziell sichtbar bei den alten Menschen, die oft ihrem Schicksal überlassen sind, wie auch bei den Jugendlichen, die keine Bezugspunkte und keine Zukunftschancen haben; es wird sichtbar bei den vielen Armen, die unsere Städte bevölkern; es wird sichtbar in dem verlorenen Blick der Migranten, die hierhergekommen sind auf der Suche nach einer besseren Zukunft.

Diese Einsamkeit ist durch die Wirtschaftskrise verschärft worden, deren Wirkungen noch andauern, mit Konsequenzen, die unter dem gesellschaftlichen Gesichtspunkt dramatisch sind. Zudem kann man feststellen, dass im Laufe der letzten Jahre mit dem Prozess der Erweiterung der Europäischen Union eine Steigerung des Misstrauens der Bürger gegenüber Institutionen einhergegangen ist, die als fern betrachtet werden, damit beschäftigt, Regeln aufzustellen, die als weitab von der Empfindlichkeit der einzelnen Völker, wenn nicht sogar als schädlich wahrgenommen werden. Von mehreren Seiten aus gewinnt man den Gesamteindruck der Müdigkeit, der Alterung, die Impression eines Europas, das Grossmutter ist und nicht mehr fruchtbar und lebendig. Demnach scheinen die grossen Ideale, die Europa inspiriert haben, ihre Anziehungskraft verloren zu haben zugunsten von bürokratischen Verwaltungsapparaten seiner Institutionen. [...]

Die Schule von Athen

Mit Bedauern ist festzustellen, dass im Mittelpunkt der politischen Debatte technische und wirtschaftliche Fragen vorherrschen auf Kosten einer authentischen anthropologischen Orientierung. Der Mensch ist in Gefahr, zu einem blossen Räderwerk herabgewürdigt zu werden in einem Mechanismus, der ihn nach dem Mass eines zu gebrauchenden Konsumgutes behandelt, so dass er – wie wir leider oft beobachten –, wenn das Leben diesem Mechanismus nicht mehr zweckdienlich ist, ohne grosse Bedenken ausgesondert wird, wie im Fall der Kranken, der Kranken im Endstadium, der verlassenen Alten ohne Pflege oder der Kinder, die vor der Geburt getötet werden. [...]



«Nicht mehr fruchtbar und lebendig»:

Wie kann man also wieder mehr Hoffnung aufkommen lassen, so dass – angefangen bei der jungen Generation – das Vertrauen wiedergewonnen wird, um das grosse Ideal eines vereinten und friedvollen, kreativen und unternehmungsfreudigen Europas zu verfolgen, das die Rechte achtet und sich der eigenen Pflichten bewusst ist?

Um diese Frage zu beantworten, gestatten Sie mir, auf ein Bild zurückzugreifen. Eines der berühmtesten Fresken Raffaels im Vatikan stellt die sogenannte Schule von Athen dar. In ihrem Mittelpunkt stehen Platon und Aristoteles. Der Erste deutet mit dem Finger nach oben, zur Welt der Ideen, zum Himmel, könnten wir sagen; der Zweite streckt die Hand nach vorne,

auf den Betrachter zu, zur Erde, der konkreten Wirklichkeit. Das scheint mir ein Bild zu sein, das Europa und seine Geschichte gut beschreibt, die aus der fortwährenden Begegnung zwischen Himmel und Erde besteht, wobei der Himmel die Öffnung zum Transzendenten, zu Gott beschreibt, die den europäischen Menschen immer gekennzeichnet hat, und die Erde seine praktische und konkrete Fähigkeit darstellt, die Situationen und Probleme anzugehen.

Die Zukunft Europas hängt von der Wiederentdeckung der untrennbaren Verknüpfung dieser beiden Elemente ab. Ein Europa, das nicht mehr fähig ist, sich der transzendenten Dimension des Lebens zu öffnen, ist ein Europa, das in Gefahr gerät, allmählich seine Seele zu verlieren und auch jenen «humanistischen Geist», den es doch liebt und verteidigt. [...]

Das Motto der Europäischen Union ist Einheit in der Verschiedenheit, doch Einheit bedeutet nicht politische, wirtschaftliche, kulturelle oder gedankliche Uniformität. In Wirklichkeit lebt jede authentische Einheit vom Reichtum der Unterschiede, die sie bilden: wie eine Familie, die umso einiger ist, je mehr jedes ihrer Mitglieder ohne Furcht bis zum Grund es selbst sein kann. In diesem Sinn meine ich, dass Europa eine Familie von Völkern ist, welche die Institutionen der Union als nah empfinden können, falls diese es verstehen, das ersehnte Ideal der Einheit weise mit der je verschiedenen Eigenart eines jeden zu verbinden, indem sie die einzelnen Traditionen zur Geltung bringen, sich der Geschichte und der Wurzeln dieses Kontinents bewusst werden und sich von vielen Manipulationen und Ängsten befreien. Den Menschen ins Zentrum zu setzen, bedeutet vor allem, zuzulassen, dass er frei sein eigenes Gesicht und seine eigene Kreativität ausdrückt, sowohl auf der Ebene des Einzelnen als auch auf der des Volkes. [...]

In dieser Dynamik von Einheit und Eigenart ist Ihnen, meine Damen und Herren Europa-Abgeordnete, auch die Verantwortung übertragen, die Demokratie lebendig zu erhalten, die Demokratie der Völker Europas. Es ist kein Geheimnis, dass eine vereinheitlichende Auffassung von Globalisierung der Vitalität des demokratischen Systems schadet, indem es dem reichen, fruchtbaren und konstruktiven Gegensatz der Organisationen und der politischen Parteien untereinander seine Kraft nimmt. [...]

Die Wirklichkeit der Demokratien lebendig zu erhalten, ist eine Herausforderung dieses geschichtlichen Momentes: zu vermeiden, dass ihre reale Kraft – die politische Ausdruckskraft der Völker – verdrängt wird angesichts des Drucks multinationaler, nicht universaler Interessen, die sie schwächen und in Systeme finanzieller Macht im Dienst von unbekanntem Imperien verwandeln. Das ist eine Herausforderung, die Ihnen die Geschichte heute stellt.



Papst Franziskus vor dem EU-Parlament in Strassburg.

Gleichermaßen ist es notwendig, gemeinsam das Migrationsproblem anzugehen. Man kann nicht hinnehmen, dass das Mittelmeer zu einem grossen Friedhof wird! Auf den Kähnen, die täglich an den europäischen Küsten landen, sind Männer und Frauen, die Aufnahme und Hilfe brauchen. Das Fehlen gegenseitiger Unterstützung innerhalb der Europäischen Union birgt die Gefahr, partikularistische Lösungen des Problems anzuregen, welche die Menschenwürde der Einwanderer nicht berücksichtigen und Sklavenarbeit sowie ständige soziale Spannungen begünstigen. Europa wird imstande sein, die mit der Einwanderung verbundenen Problemkreise zu bewältigen, wenn Europa es versteht, in aller Klarheit die eigene kulturelle Identität zu zeigen und geeignete Gesetze in die Tat umzusetzen, die es ermöglichen, die Rechte der europäischen Bürger zu schützen und zugleich die Aufnahme der Migranten zu garantieren; wenn Europa korrekte, mutige und konkrete politische Massnahmen zu ergreifen versteht, die den Herkunftsländern der Migranten bei der soziopolitischen Entwicklung und bei der Überwindung der internen Konflikte helfen, anstatt eine Politik der Eigeninteressen zu betreiben, die diese Konflikte steigert und nährt. Es ist notwendig, auf die Ursachen einzuwirken und nicht nur auf die Folgen. [...]

Ihnen, verehrte Mitglieder des Parlaments, kommt die Aufgabe zu, die europäische Identität zu bewahren und zu stärken, damit die Bürger wieder Vertrauen in die Institutionen der Union und in den Plan des Friedens und der Freundschaft gewinnen, der das Fundament der Union ist. «Je mehr [...] die Macht der Menschen wächst, desto mehr weitet sich ihre Verantwortung, sowohl die der Einzelnen wie die der Gemeinschaften.» In diesem Wissen appelliere ich an Sie, daran zu arbeiten, dass Europa seine gute Seele wiederentdeckt. [...]

Die Stunde ist gekommen, gemeinsam das Europa aufzubauen, das sich nicht um die Wirtschaft dreht, sondern um die Heiligkeit der menschlichen Person, der unveräusserlichen Werte; das Europa, das mutig seine Vergangenheit umfasst und vertrauensvoll in die Zukunft blickt, um in Fülle und voll Hoffnung seine Gegenwart zu leben. Es ist der Moment gekommen, den Gedanken eines verängstigten und in sich selbst verkrümmten Europas fallenzulassen, um ein Europa zu erwecken, das ein Protagonist ist und Träger von Wissenschaft, Kunst, Musik, menschlichen Werten und auch Träger des Glaubens. Das Europa, das den Himmel betrachtet und Ideale verfolgt; das Europa, das auf den Menschen schaut, ihn verteidigt und schützt; das Europa, das auf sicherem, festem Boden voranschreitet – ein kostbarer Bezugspunkt für die gesamte Menschheit!

Papst Franziskus besuchte am 25. November das Europäische Parlament in Strassburg. Seine Rede hat Wolfgang Koydl für die *Weltwoche* bearbeitet.

Vatikan

Also sprach Franziskus

Die Rede des Papstes in Strassburg hat auch hierzulande grosses Echo gefunden. Reaktionen von Ackermann bis Ziegler.

«Eine grosse Ermutigung»

Ich bin Papst Franziskus für seine Rede zu tiefst dankbar. Sie ist nicht nur eine grosse Ermutigung, sondern zugleich auch ein herausragender inhaltlicher Beitrag zu der dringend notwendigen Debatte über die Identität und Zukunft unseres Kontinents. Ohne eine solche umfassende und lebendige Auseinandersetzung droht Europa zu erstarren, sein reiches historisches Erbe zu verspielen und seine zivilisatorische Mission zu verfehlen. Zu seinem Schaden und zum Schaden der gesamten Menschheit.

Josef Ackermann, Bankier

«Vielfalt schafft Einheit»

«Einheit in Vielfalt»: Das ist die päpstliche Kernbotschaft an Europa. Franziskus bringt auf den – gut reformierten – Punkt, was echte Einheit erst ausmacht: Vielfalt. *Diversità*, nicht *uniformità*, wünscht sich Franziskus, und so lautet in der Tat das Schlüsselwort jeder Union, auch einer europäischen. Vielfalt setzt Kräfte frei, von denen die Uniformität nur träumen kann. Denn Einheit ist das Produkt von Einzigartigem, nicht die Summe von Gleichgeschaltetem. Warum? Weil der göttliche Funke in jedem Menschen absichtlich anders aufblitzt. Wir sind verschieden, und das ist gut so. Als je Einzigartige sind wir geschaffen, nicht als zu Vereinheitlichende. Und was für Menschen gilt, gilt auch für Völker, Kulturen und Nationen. Einheit wächst unter Menschen, die miteinander leben wollen, und nicht durch Strukturen, die sie dazu zwingen. Nur wer sich selber bleiben darf, lässt sich im Herzen auf Gemeinschaft ein. «Einheit in Vielfalt»: Die uralte christliche Einsicht gilt unverändert, auch in Zukunft und auch für Europa. Gottfried Locher, Präsident Schweizerischer Evangelischer Kirchenbund

«Die EU bricht das Völkerrecht»

Die Reise des Papstes zu den Eurokraten war hochwillkommen. Der zentrale Satz in seiner Rede lautete: «Man kann nicht hinnehmen, dass das Mittelmeer zu einem grossen Friedhof wird.» Die Eurokraten sind dabei, ein Verbrechen gegen die Menschlichkeit zu begehen. Sie haben sich geweigert, die italienische «Mare Nostrum»-Hilfsaktion weiter zu unterstützen. Dafür haben sie jetzt die Operation

«Triton» aufgestellt. Sie ist eine reine Abwehraktion gegen Hilfesuchende und erstreckt sich nur noch auf die Territorialgewässer. Gemäss dem Uno-Flüchtlingshochkommissariat werden jetzt Tausende von hilfesuchenden Menschen im Mittelmeer ertrinken. Die EU betreibt wissentlich Verweigerung der Hilfeleistungen an gequälten Menschen. Das aber ist in jedem Mitgliedsstaat ein strafrechtlich verfolgtes Delikt. Dazu bricht die EU Völkerrecht. Sie verhindert mit Gewalt, dass verfolgte Menschen einen Asylantrag stellen können.

Jean Ziegler, Autor des Buches «Wir lassen sie verhungern»

«Selbstverständlichkeit»

Zu Recht weist der Papst auf den «Reichtum der Verschiedenheiten» hin, und man merkt seine Abneigung gegen die kalte, bürokratische Zentralisierung in der EU, die der Verschiedenheit und Eigenheit von Nationen und Menschen entgegensteht. Ohne dass der Papst es sagt – es wäre wohl des Konkreten zu viel –, ist dies ein Vorwurf an die intellektuelle Fehlkonstruktion der Europäischen Union. Er ruft das EU-Parlament dazu auf, «die Demokratie lebendig zu erhalten», und sagt, «eine vereinheitlichende Auffassung der Globalität» schade «der Vitalität des demokratischen Systems». Warum braucht es einen Papst, um diese Selbstverständlichkeit festzustellen?

Christoph Blocher, alt Bundesrat

«Diagnose gilt auch für die Schweiz»

Diese Rede ist wichtig. Man muss sie in ihrer Gesamtheit lesen und nicht nur in Auszügen, die Vorurteilen dienen können. Über das Europäische Parlament hat sich der Papst an alle Europäer gewandt, auch an uns. Tatsächlich lässt sich dieselbe Diagnose auch für die Schweiz stellen. Was hat der Papst alles in allem gesagt? Dass unser Kontinent (und damit auch die Schweiz) seinen Unternehmungsgeist und Risikofreude verloren haben und vor allem das Risiko der Brüderlichkeit und des gegenseitigen Respekts. Wie kann man eine menschliche Gesellschaft sein, die dieses Namens würdig ist, fragte er, wenn vor unseren Augen – bestenfalls gleichgültigen, im schlimmsten Fall feindseligen – Hunderte von Menschen im Mittelmeer sterben. Europa krankt auch an seinen Antiparteien: anti-dies und anti-das. Aber das Christentum birgt eine glückliche Hoffnung. Europa (und auch die Schweiz) wäre gut beraten, wohl-



Dringend notwendige Debatte: Josef Ackermann.



Jugendlicher Neuanfang: Pascal Couchepin.



Echte Einheit: Gottfried Locher.



Auf Erlösung gezielt: Pankaj Mishra.



Hochwillkommene Rede: Jean Ziegler.



Verantwortung und Schwächen: Oswald Grübel.



Abneigung bemerkbar: Christoph Blocher.



Verabredungen halten: Gunther Krichbaum.

wollend den Worten dieses alten Herrn zu lauschen, der an einen jugendlichen Neuanfang appelliert.

Pascal Couchepin, alt Bundesrat

«Mahnungen in einer dunklen Zeit»

In seinem melancholischen Essay über Europa schrieb der rumänische Philosoph Emil Cioran, dass «die Zukunft den Vororten des Glo-

bus gehört». Es liegt eine gewisse Ironie darin, dass jemand aus einer dieser Vorstädte – der erste lateinamerikanische Papst und das Oberhaupt einer Kirche, die traditionell eine Feindin des säkularen Liberalismus war – es ist, der Europas Tradition der Selbstkritik wiederbelebt. Als ich die Klage von Papst Franziskus über ein Europa las, das sich nur um Handel und Kommerz kümmert und dem die Men-

schwürde gleichgültig geworden ist, wurde ich an die Mahnungen von Thomas Mann in einer dunklen Zeit erinnert: «Wir müssen die Demokratie als Regierungsform definieren, die vor allem durch das Bewusstsein der Menschenwürde definiert ist.» Mann reagierte damit auf die zynische Ansicht, dass ein säkulares Europa sich nur über aggressiven Materialismus definieren kann. Aber heute sieht sich dieses Europa einem dauerhaft geschrumpften wirtschaftlichen Horizont gegenüber. Und es steckt in einer politischen und moralischen Krise. Der Papst hat uns allen einen Dienst erwiesen, indem er betonte, dass Europa – und die von seinen nachchristlichen Ideologien geschaffene Welt – verzweifelt eine neue Vision braucht, die nicht von Eigenlob geprägt ist, sondern auf Erlösung zielt.

Pankaj Mishra, indischer Essayist

«Simple Tatsachenfeststellung»

Ich verstehe die Rede des Papstes als Aufruf an die Politik, sich wieder mehr mit den Bedürfnissen der Menschen zu beschäftigen: weg von spezifischen Länder- und Parteiinteressen – und die Würde der Menschen in den Vordergrund zu stellen. Gemeinsam dafür zu sorgen, dass weniger Menschen flüchten müssen oder wollen. Es war eine notwendige Rede, die die Verantwortung Europas hervorhob und die Schwächen der europäischen Aussenpolitik aufzeigte. Es ist keine Einmischung des Papstes in die Politik, es ist eine Feststellung von Tatsachen. Ob seine Rede auf fruchtbaren Boden fällt, ist zumindest fraglich, denn als Oberhaupt der katholischen Kirche hat er selbst vieles zu verändern.

Oswald Grübel, Ex-Bankier

«Europa muss sich selbst ernst nehmen»

Wenn uns eine so wichtige Persönlichkeit wie das Oberhaupt der katholischen Kirche Denkanstöße gibt, kann das Europa nur guttun. An Visionen und Vorstellungen, wie Europa die drängenden Probleme der Zeit angehen sollte, mangelt es uns nicht. Probleme haben wir aber leider immer wieder bei der Umsetzung, weil viel zu oft die Mitgliedstaaten auf die Bremse treten. Wir Europäer müssen uns und unsere Verpflichtungen selbst ernst nehmen. Ansonsten können wir nicht erwarten, dass wir von anderen auf der Welt ernst genommen werden. Aber auch unsere eigenen Bürger werden nur dann wieder mehr Vertrauen in Europa haben, wenn wir uns an das halten, was wir selber verabredet haben.

Gunther Krichbaum, Vorsitzender Europa-
ausschuss Deutscher Bundestag

Eisernes Schweigen

Auch Jahrzehnte nach dem Ende der TV-Sitcom «The Cosby Show» war Bill Cosby der unumstrittene Lieblingsvater der USA. Jetzt beschuldigen ihn mehr als zwanzig Frauen der Vergewaltigung und Nötigung. *Von Beatrice Schlag*

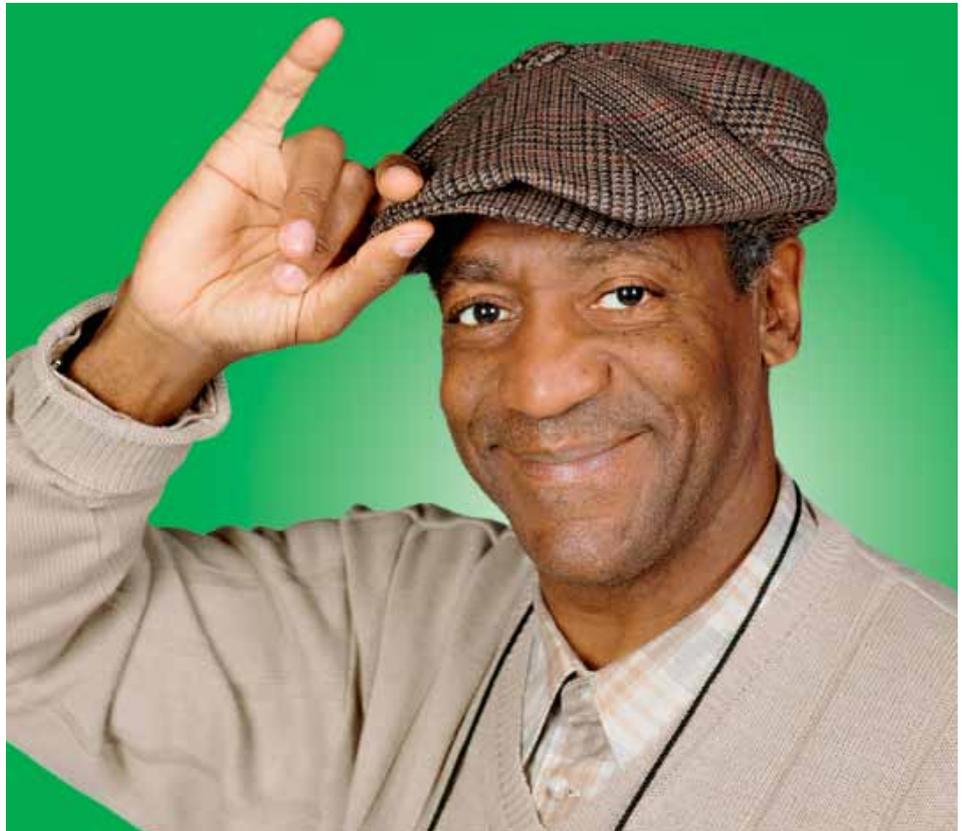
Der Mann, der den Skandal um Bill Cosby lostrat, hatte nichts dergleichen im Sinn. Dem 31-jährigen Stand-up-Comedian Hannibal Buress ging lediglich Cosbys arrogante Art auf die Nerven, mit der er jungen Schwarzen immer wieder die Leviten las und ihnen ihre Kleidung, ihre sprachliche Armut und ihren ausgiebigen Gebrauch von Schimpfwörtern vorhielt. «Ich hasse die Herablassung, mit der er im Fernsehen auf Junge eindrischt», schimpfte Buress in seiner Show. «So in der Art: «Ich hatte in den Achtzigern eine erfolgreiche Sitcom, also darf ich euch sagen: Ihr sollt endlich eure Hosen hochziehen und anständig reden.» Nein, darf er nicht, der Vergewaltiger. Ich erfinde das nicht. Dem Kerl werden viele Vergewaltigungen nachgesagt. Ganz üble Scheisse. Wenn ihr wieder zu Hause seid, googelt mal «Bill Cosby» und «Vergewaltigung».»

Mehr oder weniger das Gleiche hatte Buress, einer der talentiertesten Nachwuchskomiker der USA, schon mehrere Male zuvor in seinen Bühnenshows gesagt. Der einzige Unterschied war, dass am vergangenen 16. Oktober ein Zuschauer, der die Show mit seinem Smartphone mitgefilmt hatte, die Passage über Cosby am nächsten Tag auf Youtube stellte. Sie wurde unzählige Male angeklickt. Vor allem aber meldeten sich über ein halbes Dutzend Frauen bei verschiedenen Medien und erzählten, wie sie von Bill Cosby belästigt oder vergewaltigt worden seien. Die meisten Vorfälle lagen Jahrzehnte zurück. Wenige Tage später sagte Buress im Radiointerview mit Howard Stern: «Das kam völlig unerwartet. Ich wollte keine grosse Diskussion auslösen, sonst hätte ich die Passage selber ins Internet gestellt. Aber das war nicht meine Absicht.»

Dürftige Beweislage

Bis heute schwer erklärbar ist, warum Buress' Theaterrücktritt in einen Skandal ausartete, von dem sich der 77-jährige Bill Cosby, bis anhin eine über alle Rassenschranken hinweg hochverehrte TV-Ikone, vermutlich nicht mehr erholen wird. Denn was Buress sagte, ist längst bekannt.

Schon 1997 hatte der inzwischen seit fünfzig Jahren mit Ehefrau Camille verheiratete Vater von fünf Kindern eine aussereheliche Affäre zugegeben. Die Aufregung hielt sich in Grenzen. Erstaunlicherweise war es auch so, als die heute 41-jährige Baseballlehrerin Andrea Constand 2004 den Star anzeigte, weil er sie mit Pillen betäubt und anschliessend gezwungen habe, ihn per Hand zu befriedigen. Bruce Castor, der



«America's Dad»: TV-Legende Cosby.

ermittelnde Staatsanwalt, sagte damals, die Beweislage sei zu dürftig, um Strafklage wegen sexueller Nötigung zu erheben.

Andrea Constand war mit ihren Anschuldigungen nicht allein gewesen. Ausser ihr sagten während der Ermittlungen zwölf weitere Frauen als Zeuginnen aus, denen das Gericht Anonymität zugesichert hatte. Ihre Geschichten unterschieden sich nur geringfügig von der Constands: Fast alle berichteten, Cosby habe sie in sein Zimmer mitgenommen, ihnen Pillen gegeben, durch die sie für kurze Zeit bewusstlos wurden, und sie entweder vergewaltigt oder von ihnen verlangt, dass sie ihn befriedigten.

«Ich glaube, dass er es getan hat», sagte Staatsanwalt Castor letzte Woche unverblümt dem Magazin *People*. «Cosby antwortete sehr ausweichend. Ich hielt das Opfer für glaubwürdig. Aber Andrea Constand ging erst ein Jahr nach dem Vorfall zur Polizei und hatte keine überzeugende Erinnerung an die Vorfälle. Dass von den zwölf anderen Frauen nicht eine einzige Cosby selber angezeigt hatte, war auch

nicht hilfreich.» Die Zivilklage, die Andrea Constand danach einreichte, endete 2006 mit einem aussergerichtlichen Vergleich. Bestandteil des Vergleichs war, dass Constand nicht darüber reden durfte. «Ich werde», sagte Bill Cosby damals, «nicht vor Leuten klein begeben, die versuchen, mich wegen meines Status als Celebrity auszunehmen.»

Der Fall, über den durchaus berichtet wurde, löste wenig Empörung aus. Bill Cosbys Beliebtheit als «America's Dad» blieb nahezu unerschüttert. Acht Jahre später reichte ein nicht einmal zweiminütiger Videoclip, um das Idol vom Sockel zu fegen, obwohl Bill Cosby bis heute juristisch unbescholten ist und es voraussichtlich auch bleiben wird. Denn die Anschuldigungen der inzwischen über zwanzig Frauen, die behaupten, von ihm missbraucht oder vergewaltigt worden zu sein, sind wegen Verjährung nicht mehr einklagbar.

Aber die Frage nach juristischer Schuld oder Unschuld scheint inzwischen gesellschaftlich wenig Gewicht zu haben. Ebenso die Frage, warum keine der Frauen sofort Klage einreichte.

Zu unmittelbar einleuchtend sind die Antworten: Die von 1984–1992 ausgestrahlte «The Cosby Show» von NBC war in fünf der acht Staffeln die bis heute erfolgreichste Serie der USA mit bis zu achtzig Millionen Zuschauern pro Sendung. «Er war NBCs grösster und strahlendster Star», sagt der damalige NBC-Unterhaltungschef Warren Littlefield, «er trug praktisch den ganzen Sender.»

Cosby machte Werbung für Coca-Cola, Kodak und den Pudding Jell-O. «Die drei glaubwürdigsten Persönlichkeiten», sagte damals Coca-Colas PR-Chef Anthony Tortorici, «sind Gott, Walter Cronkite und Bill Cosby.» Die Rolle des ebenso gütigen wie strengen Familienpatriarchen Cliff Huxtable machte Cosby – geschätztes Vermögen: 400 Millionen Dollar – nicht nur reich, sondern auch mächtig und sehr gefürchtet. «Er trat bei NBC auf wie ein Herrscher», sagt ein Ex-Mitarbeiter, «niemand schlug ihm etwas ab.» Fast jeder auf dem Set hatte Angst vor ihm.

Die Frauen, die ihn anschuldigen, hatten zweifellos Angst. Und sie schämten sich, zur Polizei zu gehen. Denn natürlich waren sie Cosby auf seine jeweiligen Zimmer gefolgt, weil sich die meisten erhofften, der Superstar könne ihrer Karriere behilflich sein. Dafür waren sie durchaus zu sexuellem Entgegenkommen bereit. An die Möglichkeit von Vergewaltigung und wehrlos machenden Pillen, die Cosby angeblich je nach Bedarf als Mittel gegen Erkältung oder Magenschmerzen empfahl, dachte keine. Wie sollte man der Polizei erklären, dass man sich von einem Superstar Dinge gefallen lässt, für die man jeden anderen Mann in die Wüste schickt?

Barbara Bowman, ein damals 17-jähriges Model aus Denver, lernte Cosby 1985 kennen: «Ich war jung, naiv und beeindruckbar. Er sagte, ich müsse ihm trauen, ich hätte Probleme mit dem Vertrauen, mit etwas, das mir als Schauspielerin im Weg stehe.» Sie ging trotz Cosbys angebli-

cher Gewalttätigkeit mehrmals mit ihm aufs Zimmer. Als sie sich irgendwann wehrte, sagt sie, sei er sehr wütend geworden. «Daraufhin liess mich mein Agent wie eine heisse Kartoffel fallen. Ich wurde aus meiner Wohnung geworfen. Der Anwalt, den ich aufsuchte, lachte mich förmlich aus seiner Praxis. Er fand es absolut grotesk, dass ich gegen Cosby klagen wollte.»

Joan Tarshis war 21 und wollte Comedy-Autorin werden, als Freunde sie 1969 mit Cosby bekannt machten. «Er sagte, ich solle in seinen Bungalow kommen, wenn er mit den Aufnahmen fertig sei, dann könnten wir Texte durchgehen. Er brachte mir einen Drink, worauf ich auf seiner Couch einen Blackout hatte.» Als sie wieder zu sich kam, nestelte er laut ihren Aussagen an ihrer Unterwäsche. «Ich log, ich hätte

«Ich werde vor diesen Leuten, die mich auszunehmen versuchen, nicht klein begeben.»

eine Geschlechtskrankheit. Er zwang mich zu einem Blowjob. Ich redete mit niemandem darüber. 1969 bedeutete Vergewaltigung, in einer dunklen Strasse von einem Fremden ein Messer an den Hals zu kriegen. Ich hatte keine Worte für das, was mir passiert war. Fast vierzig Jahre später darüber reden zu können, ohne dass jemand sagt: «Damit hättest du rechnen müssen», war eine grosse Erleichterung.»

Über zwanzig Frauen, die mehr oder weniger dieselbe Geschichte erzählen, sind eine beeindruckende Zahl. Zumal, wenn sie, anders als vor acht Jahren, nicht mehr anonym sind, sondern ihre Aussagen mit Bild und Namen veröffentlichen. Sie sind inzwischen vierzig bis siebzig Jahre alt und erhoffen sich weder Karrierekicks noch Geld durch ihre Aussagen über juristisch verjährte Ereignisse. Was sie drängt, ist neben ein paar Wochen Beachtung durch die Medien

vor allem die Hoffnung auf die Genugtuung, nicht mehr chancenlos zu sein gegen einen sehr mächtigen Mann, von dem sie sich erniedrigt fühlten.

«Die Leute sollten Fakten checken»

Ist es plausibel, dass sie sich, um einen 77-jährigen Altstar anzuschwärzen, gemeinsam Lügengeschichten ausdachten? Auf ihrer Seite haben sie eine gesellschaftlich veränderte Wahrnehmung dessen, was Vergewaltigung bedeutet. Und soziale Netzwerke, in denen ein Zufallsvideo wie das von Bures' Auftritt Tausende von Bauchreaktionen auslösen kann, die, ungehemmt von legalen Begriffen wie schuldig oder unschuldig, in die Tasten gehämmert werden. Auf ihrer Seite haben sie auch um politische Korrektheit bemühte Veranstalter und Sender: NBC sagte inzwischen Pläne für eine Familienserie mit Cosby als weisem Grossvater ab. David Letterman und Queen Latifah zogen Cosby-Einladungen zu ihren Talkshows zurück. Netflix verschob eine Spezialsendung über den Star zu Thanksgiving auf unbestimmte Zeit. Ein Cosby-Auftritt in Las Vegas Ende November wurde ebenso gestrichen wie Neuausstrahlungen der «Cosby Show» im Fernsehen.

Bill Cosby hat für die Schilderungen der Frauen nur eisernes Schweigen übrig. «Ich weiss», sagte er bei einem seiner bisher letzten Auftritte in Florida am 21. November, «dass die Leute es leid sind, dass ich nichts sage. Aber ein Mann muss nicht auf Unterstellungen reagieren. Die Leute sollten Fakten checken.» Sein Anwalt Martin Singer sagte es aggressiver: «Diese brandneuen Anschuldigungen über Geschichten, die angeblich vor Jahrzehnten passierten, werden zunehmend lächerlich.» Das klingt kernig, aber auch weltfremd. Als habe sich nichts geändert, seit Bill Cosby vor dreissig Jahren und vor achtzig Millionen Zuschauern Cliff Huxtable spielte. ○



Erfolgreich in die Zukunft

Florastrasse 44 | CH-8008 Zürich
T +41 (0)44 420 11 11
info@businessbroker.ch

Produktion-/Handelsfirma mit Bauelementen	Metzgerei mit hauseigener Produktion	Firma im Bereich CNC-Bearbeitung
Betriebsertrag: CHF 2'647'731 Preis: CHF 2'250'000.-	Umsatz: CHF 1'400'000.- Preis: CHF 500'000.-	Umsatz: CHF 1'700'000.- Preis: CHF 980'000.-
Dichtungsprofi für Boden und Dach	Grosshandel für hochwertige Pflegeprod.	Schmuckgeschäft an Toplage in der NW-CH
Umsatz: CHF 1'000'000.- Preis: CHF 900'000.-	Umsatz: CHF 820'000.- Preis: CHF 780'000.- (inkl. Webshop)	Reingewinn: CHF 110'000.- Preis: CHF 490'000.-
Handelsfirma für Sicherheitstechnik	Feinmechanik in allerhöchster Perfektion	Detailhandel für Wohnaccessoires
Umsatz: CHF 500'000.- Preis: CHF 350'000.-	Umsatz: CHF 450'000.- Preis: CHF 450'000.-	Ausgezeichneter Ruf im Markt Preis: CHF 550'000.-
Exklusive Designergrillmarke	Ökologische Wäscherei an Top Standort	Event- und Indoor Golf Lounge
www.heatbbq.com Preis: CHF 400'000.-	Umsatz: CHF 106'000.- Preis: CHF 195'000.-	Einzigartige Location in der Region ZH Preis: CHF 350'000.-

www.businessbroker.ch

Das verlorene Paradies

Nach ihren Memoiren als *Première Dame* von François Hollande fiel die Kritik über sie her. In diesem Gespräch erzählt Valérie Trierweiler von ihrem angeblichen Selbstmordversuch und wie sie «verraten und gedemütigt» wurde. *Von Elizabeth Day*

Nur vier Personen wussten, dass Valérie Trierweiler, die ehemalige First Lady Frankreichs, ihre Memoiren verfasste – ihre Agentin, zwei Verlagsmitarbeiter und sie selbst. Sie schrieb auf einem Computer ohne Internetzugang, speicherte den Text auf einem USB-Stick, den die Agentin in regelmässigen Abständen abholte und in den Verlag brachte. Dort wurde das Manuskript ebenfalls auf Computern ohne Internetzugang gelesen; so konnte verhindert werden, dass das Büro des Präsidenten von der Sache erfahren und die Veröffentlichung blockieren würde. Keine einzige Manuskriptseite wurde ausgedruckt. Trierweiler sprach am Telefon nicht über das Projekt, nicht einmal mit ihrer Mutter, die erst zwei Tage vor der Veröffentlichung ein Buchexemplar erhielt. Das Dokument wurde unter dem Pseudonym John Milton gespeichert – das war der englische Schriftsteller, der im 17. Jahrhundert «Das verlorene Paradies» geschrieben hatte.

Der Vergleich kam nicht von ungefähr. Trierweiler hatte das Gefühl, etwas Profundes verloren zu haben – nicht unbedingt das Paradies, aber doch ein grosses Glück. Fast zehn Jahre hatte ihre Liebesbeziehung mit François Hollande gedauert, in den sie sich verliebt hatte, als sie eine Journalistin war und er ein sozialistischer Politiker. Als sie sich in den 1990ern kennenlernten, waren beide mit anderen Partnern liiert – er mit Ségolène Royal, einem aufstrebenden Star der Sozialistischen Partei, und sie mit Denis Trierweiler, Redaktor bei *Paris Match*, wo sie arbeitete. Sie hatte drei Kinder, Hollande vier. Es war keine einfache Situation. «Es war eine Liebesgeschichte», sagt sie heute. «Er war damals noch nicht Präsident. Niemand hätte damit gerechnet. Aber ich habe ihn geliebt.»

Höhepunkt eines gemeinsamen Traums

Trierweiler erkannte Hollandes Potenzial, auch wenn seine Umgebung ihm kaum Erfolgchancen gab. Sie trat für ihn ein, hielt zu ihm. Als er im Mai 2012 die Präsidentschaftswahlen gewann, war das der Höhepunkt eines gemeinsamen Traums. Trierweiler gab ihre Tätigkeit als Politjournalistin auf, um möglichen Interessenkonflikten vorzubeugen, und arbeitete bei *Paris Match* fortan als Literaturkritikerin.

Im Januar 2014, anderthalb Jahre nach der Wahl, wurde bekannt, dass Hollande eine Affäre mit der Schauspielerin Julie Gayet hatte. Er war fotografiert worden, als er auf einem Motorroller vor Gayets Haus eingetroffen war,

das Gesicht von einem Helm verborgen. Ein Leibwächter soll den beiden morgens frische Croissants gebracht haben. Die Medien stürzten sich auf die Fotos. Hollande gab dann in einem knappen Statement bekannt, dass er «das gemeinsame Leben mit Trierweiler beendet» habe. Für sie war das «Verrat und oben-dreien eine öffentliche Demütigung».

Als Reaktion auf Hollandes brutale Abfuhr begann sie zu schreiben. Zunächst war es eine Art Therapie. Sie schrieb im Bett, oft bis spät in die Nacht, manchmal «unter Tränen». Und je mehr sie schrieb, desto klarer wurde ihr, dass dies der Stoff für ein Buch sein könnte.

«Merci pour ce moment» ist in der Tat ein ungewöhnliches Buch. Gut 300 Seiten voller eleganter Boshaftigkeiten, sentimentaler Er-

«Er schreibt, er werde mich zurückgewinnen – als wäre ich eine Wahl.»

innerungen und bissiger Angriffe, gespickt mit viel Selbstrechtfertigung: Trierweiler rennt immer wieder ins Badezimmer, bricht zusammen, während Hollande als gefühlloser und selbstgefälliger Pedant erscheint, der sie entweder ignoriert oder sie ermahnt, nicht so melodramatisch zu sein. Ausführlich schildert sie ihr Engagement für Arme und für behinderte Kinder. Hollande dagegen macht sich lustig über die Armen, spricht abfällig über Trierweilers einfache Herkunft, kämpft mit den Kilos und schwört, dass er keine Affäre mit Gayet habe. Nach ihrer Trennung, schreibt Trierweiler, bombardierte er sie mit SMS, um sie zurückzuerobern, während er sich auf seine Gespräche mit Wladimir Putin und Barack Obama hätte vorbereiten sollen. «Er schreibt, er werde mich zurückgewinnen», heisst es in dem Buch, «als wäre ich eine Wahl.»

Einmal streut sie sogar ein, dass ihr zu Ohren gekommen sei, Hollande habe in seinem Wahlkreis (Corrèze) ein schwarzes Kind gezeugt. Als ich Trierweiler danach frage, zuckt sie mit den Schultern. «Ich weiss nicht, ob er es weiss.»

Bei der Lektüre von «Merci pour ce moment» fühlt man sich in die Zeit zurückversetzt, als man seinem Freund wütende Zeilen schrieb, weil er sich in eine andere verliebt hatte. Es ist ein bisschen peinlich und zugleich sehr packend. Das Buch war in Frankreich ein Renner, allein in den ersten beiden Monaten nach der



Untreue als Teufelskreis: Valérie Trierweiler.

Veröffentlichung wurden mehr als 600 000 Exemplare verkauft. Kritiker werfen Trierweiler vor, sie verrate den Feminismus und bringe das Präsidentenamt in Verruf. Manche verspotten sie als verschmähte Frau und rechthaberische Zicke. Manche rümpfen die Nase über ihr Französisch.

Wir treffen uns in einem vornehmen Pariser Hotel. Die 49-jährige Trierweiler trägt einen schlichten schwarzen Hosenanzug mit weisser Wickelbluse. Ihr Gesicht ist zarter als auf den Fotos – fein geschnitten und schön, akzentuiert durch eine lässigen Föhnfrisur und etwas roten Lippenstift. Sie wirkt unsicher, ein wenig verhalten, ihr Lachen ein wenig nervös.

Man spürt, dass sie keine grosse Lust hat, mit einer fremden Journalistin detailliert über ihre Herzschmerzgeschichte zu sprechen, aber es ist das Einzige, worüber sie reden kann. Immer wieder kommt sie auf das Thema zurück. Das Buch, sagt sie, sei nicht aus



einem Bedürfnis nach Rache entstanden, sondern sei ein «Hilferuf aus tiefstem Herzen». Das Schreiben sei lebenswichtig für sie gewesen. «Es war nicht meine Absicht, François Hollande zu vernichten. Ich wollte wieder zu mir selbst finden.» Aber hat sie der Sozialistischen Partei und dem Präsidentenamt nicht Schaden zugefügt, indem sie ihre schmutzige Wäsche öffentlich gewaschen hat? «Nein. Bedenken Sie, wie es vor der Veröffentlichung aussah. Die Wahlergebnisse waren katastrophal. Hollandes Beliebtheitswerte waren sehr schlecht, schon vor dem Buch, seitdem sind sie etwas besser. Die Franzosen sind im Hinblick auf das Privatleben anderer Leute ziemlich tolerant. Sie sind nicht dumm. Was sie interessiert, sind ihre Lebensbedingungen. Zehn Prozent der Franzosen leben unter der Armutsgrenze. Auf diese Zahlen kommt es an, nicht darauf, ob ich gesagt habe, dass er [Hollande] lügen kann.»

Als Trierweiler erfuhr, dass Hollande eine Affäre hatte, nahm sie Schlaftabletten. In den Medien wurde das als Suizidversuch dargestellt. «Es war kein Selbstmordversuch», sagt sie, «sondern eine Flucht. Ich wollte die nächsten Stunden überstehen. Ich wollte nicht Schluss machen.» Sie wurde in ein Krankenhaus eingeliefert und bekam «auf Anweisung von ganz oben» haufenweise Beruhigungspillen – so sollte verhindert werden, dass sie eine Szene machte.

Die Macht, schreibt Trierweiler, habe ihre Beziehung zerfressen. Nachdem Hollande das Präsidentenamt angetreten hatte, durfte sie sich nicht mehr politisch äussern. Ihre Rolle verlangte von ihr, stumm zu sein, obwohl sie während des Wahlkampfes für ihn eingetreten war. Ihre Beziehung gründete immer auf einer gewissen exklusiven Intimität. Nun wurde sie von mächtigen Beratern an den Rand gedrängt. Im Zuge der rasant sinkenden Belieb-

heitswerte, sagt Trierweiler, sei Hollande immer schwieriger, unzugänglicher geworden. Mehrmals habe er sie von offiziellen Anlässen ausgeschlossen und erklärt, dass sie dort nichts zu suchen habe. Einmal verlangte er von ihr, sich vor dem Abendessen umzuziehen, weil er ihre Garderobe «zu sexy» fand. Trierweiler weigerte sich, warf sich aber immerhin ein Tuch über die Schultern.

«Vielleicht habe ich zu viel erwartet»

Sie schreibt, dass es Hollande (Körpergröße 1,70 Meter) nicht gefallen habe, wenn sie hochhackige Schuhe trug. Als ich sie darauf anspreche, grinst sie amüsiert. «Diese hier durfte ich nie tragen, wenn ich mit ihm zusammen war», sagt sie und stellt ein Bein auf das niedrige Tischchen, so dass ein spitzer schwarzer Fünfzehn-Zentimeter-Absatz zum Vorschein kommt.

Aus ihrer Sicht wandten sich die Medien praktisch unmittelbar nach seinem Amtsantritt

gegen Hollande. «Sie haben ihm keine Eingewöhnungszeit gelassen. Heute ist er einer der unpopulärsten Präsidenten, die Frankreich je gehabt hat. Vielleicht erwarten wir zu viel von unseren Präsidenten.» Und nach einer Pause fügt sie an: «Vielleicht habe ich zu viel erwartet von dem Mann, den ich geliebt habe.»

Im Rückblick bedauert sie es nicht, sich auf die Beziehung mit Hollande eingelassen zu haben. «Wir hatten unvergesslich schöne Zeiten. Mir wäre lieber gewesen, er wäre nicht Präsident geworden», sagt sie und trinkt von ihrem Tee.

Als Hollande Präsident wurde, schlug ihr sofort negative Aufmerksamkeit entgegen. Die beiden waren nicht verheiratet, und es hiess, dass sie nicht den offiziellen Status einer First

«Wir hatten unvergesslich schöne Zeiten. Mir wäre lieber gewesen, er wäre nicht Präsident geworden.»

Lady genieße und daher auch keinen Anspruch auf ein eigenes Büro mit fünf Mitarbeitern habe. Ihr Image war das einer kalten und distanzierteren Frau. «Als François Präsident wurde, habe ich den Kontakt zu allen mir bekannten und befreundeten Journalisten abgebrochen. Ich wollte einfach nicht in Interessenkonflikte geraten. Und dann hiess es, ich würde nichts mehr mit ihnen zu tun haben wollen.»

Sie wurde als übergriffig porträtiert, mit einem übergrossen Einfluss auf Hollandes politische Entscheidungen und seine Garderobe. Als sie, einen Monat nach seiner Wahl, dem sozialistischen Politiker Olivier Falorni, der in La Rochelle gegen Ségolène Royal kandidierte, ihre Unterstützung erklärte, sorgte das für Empörung. Royal unterlag. Und Trierweiler wurde als rachsüchtige zweite Frau wahrgenommen, die eifersüchtig über ihr Terrain wachte. Später hat sie sich entschuldigt.

Stumme Vorzeigefrau

Auf meine Frage, ob sie irgendetwas bedauere, erwähnt sie nur diese Geschichte. Die Arroganz, die man ihr unterstelle, sei bloss mangelndes Selbstbewusstsein. Die anderen Vorwürfe tut sie als puren Sexismus ab.

«Frauen haben es nicht leicht. Besonders schwer haben es Frauen in der Politik – ich bin keine Politikerin, aber ich habe es gesehen. Es ist ein sehr machohaftes Milieu. Aber immerhin werden Frauen gewählt, das legitimiert sie. Mein Problem war, dass mir eine Rolle zugewiesen wurde, in der ich nichts zu sagen hatte. Ich hatte keine Legitimation mehr. Ich habe zwanzig Jahre als politische Journalistin gearbeitet und hatte noch immer meinen kritischen Blick, aber als Première Dame durfte ich meine Meinung nicht mehr äussern. Die stumme Vorzeigefrau zu sein, das war das Schlimmste. Ich war die einzige Frau in Frankreich, die nicht arbei-

ten und nicht sprechen durfte und nicht das Recht hatte, unverheiratet zu sein.»

Trierweiler hatte immer grossen Wert auf Unabhängigkeit gelegt. Aufgewachsen war sie in Angers, in einer Arbeiterfamilie. Ihr Vater, Jean-Noël Massonneau, hatte als Zwölfjähriger während des Zweiten Weltkriegs durch eine Granate ein Bein verloren. Als Erwachsener konnte er nicht arbeiten. Ihre Mutter Jeannie bekam sechs Kinder in weniger als fünf Jahren und führte den Haushalt. Die Familie lebte von der Invalidenrente des Vaters. Trierweiler bezeichnet ihre Kindheit als «fröhlich», aber sie schreibt auch, dass ihre Mutter, wenn sie Lebensmittel kaufen wollte, den Vater um Geld bitten musste. «So wollte ich nie leben.»

Später studierte sie an der Sorbonne Geschichte und politische Wissenschaften. Sie heiratete ihren ersten Mann, Franck Thurieau, einen Freund aus Kindheitstagen, aber die Ehe hielt nicht lange. Ab 1988 arbeitete sie als Reporterin für die Zeitschrift *Profession politique*, ging dann zu *Paris Match*, wo sie ihren zweiten Mann, Denis kennenlernte, dessen Namen sie noch immer trägt. Die beiden wurden 2010 geschieden, drei Jahre nachdem ihre Beziehung mit Hollande bekanntgeworden war.

Trierweiler war nicht bereit, ihre Berufstätigkeit aufzugeben, nur weil ihr Lebensgefährte Staatspräsident geworden war. Ausserdem musste sie weiterarbeiten, um ihre drei Söhne (heute 12, 20 und 21 Jahre alt) versorgen zu können. Sie begann, Buchrezensionen zu schreiben, aber selbst das sorgte für Missfallen. Darüber kann sie sich noch immer aufregen. Niemand, sagt sie, habe Anstoss daran genommen, dass Carla Bruni-Sarkozy während der Amtszeit ihres Mannes weiterhin ihre Künstlerkarriere verfolgt habe (was nicht ganz stimmt). «Wer sagt, dass eine Frau auf ihre Berufstätigkeit verzichten muss?», fragt sie mich.

Carla Bruni-Sarkozy ist eine der wenigen ehemaligen First Ladys, die Trierweiler zu ihrem Buch beglückwünscht haben. Bei der Amtsübergabe im Elysée sprach sie mit Bruni-

Sarkozy und sah, dass ihr Tränen in den Augen standen. «Die Zeit im Elysée hat ihr zu schaffen gemacht», sagt Trierweiler. «Sie erzählte, wie schwer es für sie gewesen war.» Sarkozy, schreibt sie, habe angesichts der negativen Medienberichte über seine Frau «eine spezielle Truppe damit beauftragt, für eine gute Presse über Carla zu sorgen».

Auch Trierweiler hat sich im Elysée, umgeben von arroganten Beratern, für die Verrat eine Tugend ist, nicht wohl gefühlt. Bis heute macht sie einen grossen Bogen um das Elysée, wenn sie in der Stadt unterwegs ist. «Das Problem ist, dass die Rolle der First Lady in Frankreich nicht definiert ist», sagt sie. Sie kritisiert, wie die Frauen von Staatschefs in den Medien porträtiert werden. «Es existiert dieser Mythos, dass die Frau den Mann zu bestimmten Entscheidungen überredet, dass sie sich einmischt. Das ist sexistisch. Welcher Mann würde die Rolle akzeptieren, die für die Frau vorgesehen ist – lächeln, schweigen, ein paar Schritte hinter seiner Frau hergehen? Kein Mann würde das tun. Auch nicht der Mann von Angela Merkel.»

«Ich kenne sie nicht»

Sie macht auf wichtige Dinge aufmerksam, aber der Tonfall des Buchs schwächt ihre Argumente. Ihre Ansichten werden von vielen als giftige Rechthaberei einer Frau abgetan, die sich rächen will, was wahrscheinlich unfair ist. Aber ihr Eintreten für Frauenrechte kommt bei manchen, die darauf hinweisen, dass sie eine Beziehung mit Hollande anfing, als er noch mit Ségolène Royal zusammen war, nicht gut an. In ihrem Buch bezeichnet Trierweiler Untreue als «Teufelskreis».

Hat sie gegenüber Royal ein schlechtes Gewissen? «Ja und nein, denn ich habe ehrlich reagiert. Ich habe sehr lange gezögert. Die Schuld liegt nicht allein bei mir. Es braucht immer zwei dazu. Ich war ja auch verheiratet. Ich hatte Kinder. Ich hatte es nicht darauf angelegt, ihre Ehe zu zerstören.»

Was hält sie von Julie Gayet, die gewissermassen ihre Nachfolgerin ist? Sie wirft mir einen eisigen Blick zu. «Ich bin ihr nie begegnet», antwortet sie kühl. «Ich kenne sie nicht.»

Trierweiler sagt, sie sei durch ihre Erfahrungen im Elysée feministischer geworden. Kritiker wenden ein, mit ihren Memoiren erweise sie der Sache der Frauen einen schlechten Dienst. Kim Willsher etwa fragte im *Guardian*: «Muss sie unbedingt das sexistische Klischee der rachsüchtigen, verschmähten Frau bedienen?» Darauf erwidert Trierweiler: «Das soll also heissen, dass eine würdevolle Frau den Mund hält. Ist damit der Sache der Frauen gedient? Ich glaube nicht. Soll eine Frau schweigen, wenn sie von einem Mann schlecht behandelt wird? Nein.»

Dieser Artikel erschien erstmals im *Observer*. Aus dem Englischen von Matthias Fienbork



Separate Duschen

Von Thilo Sarrazin — Die Tendenz zur Parallelgesellschaft nimmt in Deutschland bedrohliche Ausmasse an. Neuerdings werden bei der Berliner Polizei türkisch- und arabischstämmige Bewerber begünstigt.



Berlin hat sich mit seiner grossen und wachsenden Minderheit von türkisch- und arabischstämmigen Einwohnern zu einem Brennpunkt der Integrationsprobleme entwickelt. Die Schwierigkeiten zeigen sich in den Statistiken zur Kriminalität, zum Bildungserfolg, zur Arbeitsmarktbeteiligung, zum Sozialleistungsbezug und in der wachsenden Zahl von verhüllten Frauen und Mädchen mit Kopftuch. Neu ist das alles nicht, und weil niemand eine Lösung weiss und die meisten eine klare Debatte scheuen, schweigen die einen, weil sie frustriert und verängstigt sind, und die anderen, weil sie ihre Illusionen und ihre Bequemlichkeit lieben.

Ab und zu erscheint ein publizistischer Weckruf: Der Neuköllner Bezirksbürgermeister Heinz Buschkowsky, Chef der grössten türkischen Stadt ausserhalb der Türkei, veröffentlichte jüngst ein Buch, in dem er anhand seiner Erfahrungen die Tendenz zu einer Parallelgesellschaft ausserhalb der deutschen Kultur und Jurisdiktion warnend beschrieb. Und die in Neukölln als Kind türkischer Einwanderer aufgewachsene Berliner Journalistin Güner Balci publizierte den erschütternden Bericht über das Schicksal eines Mädchens, Tochter kurdischer Einwanderer, das sich dem elterlichen Heiratswunsch entzog und ihren Partner selbst wählte. Sie lebt nun, an ihrem Leben bedroht, unter neuer Identität in einer fremden Stadt und muss fortlaufend die Entdeckung fürchten. In den meisten Fällen beugen sich die Mädchen. Ihre vom Grundgesetz garantierten bürgerlichen Freiheiten kann ihnen der deutsche Staat jedenfalls nicht sichern.

Bei alledem freut man sich, dass man eine deutsche Polizei hat, die einen hohen Ausbildungsstand besitzt, deren Bewerber einer scharfen Auslese unterliegen, und die allein dem deutschen Gesetz dient. Die Freude ist voreilig, denn diese Standards werden in Berlin ausgehöhlt. Das wird man nicht sofort merken, dafür in zehn oder zwanzig Jahren umso mehr.

Die Berliner Politik und Polizeiführung wünscht sich mehr muslimische Migranten in den Polizeikräften. Das ist in Ordnung, denn jeder soll unabhängig von Herkunft und Religion bei der Polizei die gleichen Chancen ha-

ben, wenn er die gleiche Qualifikation mitbringt und die für alle vorgesehenen Prüfungen besteht. Tatsächlich hat sich in Berlin aber eine ungesetzliche neue Praxis herausgebildet: Die türkisch- und arabischstämmigen Bewerber für die Polizei-Laufbahn werden mit Sonderbedingungen begünstigt. Diese sind so gestaltet, dass langfristig die Qualität der Polizei sowie die Einheitlichkeit ihres Verhaltens und damit der Rechtsdurchsetzung gefährdet sind.

Durch das Fasten zu geschwächt

Ein grosser Teil der türkisch- und arabischstämmigen Bewerber hat eine Kriminalitätshistorie. Darum wurden die Anforderungen an das polizeiliche Führungszeugnis entschärft: Man muss bis zum Bewerbungszeitpunkt nicht nur wie früher zehn Jahre, sondern nur noch fünf Jahre straffrei geblieben sein. So sind schon ehemalige Intensivtäter in Berlin Polizisten geworden.

Auch die korrekte Beherrschung der deutschen Sprache ist als Voraussetzung für die Aufnahme in den Berliner Polizeidienst entfallen. Ein Grossteil der türkisch- und arabischstämmigen Bewerber spricht nur ein gebrochenes Kiez-Deutsch. Im Dienst unterhalten sie sich untereinander vielfach auf Türkisch und Arabisch, ohne dass dies von den Vorgesetzten unterbunden wird.



Gebrochenes Kiez-Deutsch: Berliner Polizisten.

In der Polizeiausbildung wurden die Prüfungsanforderungen an die türkisch- und arabischstämmigen Bewerber massiv abgesenkt, um unerwünscht hohe Durchfallquoten zu verhindern. Als sich vor Jahren abzeichnete, dass in dieser Gruppe nur dreissig bis vierzig Prozent die Abschlussprüfungen bestehen würden, gab der damalige Polizeipräsident eine entsprechende Weisung. Ein Doppelstandard wurde geschaffen, der nicht nur die deutschen Polizeianwärter benachteiligt, sondern auf die Dauer das gesamte Qualifikationsniveau der Berliner Polizei nach unten zieht.

Türkisch- und arabischstämmige Polizeistreifen weigern sich immer wieder, in ihren Dienststunden während des Ramadan den Streifenwagen zu verlassen. Sie begründen dies damit, dass sie durch das Fasten zu geschwächt seien. Von Vorgesetzten wird dies regelmässig geduldet.

Für türkisch- und arabischstämmige Polizisten wurden ausserhalb der allgemeinen Duschräume Extraduschen errichtet. So sollen Glaubenskonflikte vermieden werden, die dadurch entstehen könnten, dass sie vor Ungläubigen ihre Blösse zeigen.

Beim Besuch ausländischer Staatsgäste ist die Berliner Polizei für deren Personenschutz zuständig und stellt entsprechende Kräfte zur Verfügung. Dabei zeigt sich, dass sie nicht einmal in der Lage ist, ihren eigenen Prinzipien treu zu bleiben:

— Beim kürzlichen Besuch des irakischen Ministerpräsidenten war auch ein türkischstämmiger Polizist unter den Personenschützern. Die Iraker fühlten sich beleidigt und protestierten massiv, daraufhin wurde der Beamte ausgetauscht.

— Der türkische Ministerpräsident Erdogan hielt auf seiner jüngsten Wahlkampftour zu den Türken in Deutschland auch eine Rede in Berlin. Zu den umfangreichen Sicherheitskräften, die den Veranstaltungsort abschirmten, zählten auch einige Dutzend weibliche Polizisten in Röcken. Das von Erdogan mitgebrachte türkische Sicherheitspersonal zeigte sich empört und forderte ultimativ deren Austausch, da die Röcke über dem Knie endeten. Ein solcher Anblick sei dem türkischen Ministerpräsidenten nicht zuzumuten. Nur der persönlichen Bockigkeit des Einsatzleiters war es zu verdanken, dass die Berliner Polizei einmal nicht nachgab.

Weiss der Berliner Innensenator Frank Henkel, im Nebenamt Landesvorsitzender der CDU, eigentlich von solchen Verhältnissen bei seiner Polizei? Nehmen wir zu seinen Gunsten an, er weiss es nicht. In der Berliner Landespresse wird er davon jedenfalls nichts lesen. Die wird ihn eher loben wegen wachsender kultureller Diversität in der Berliner Polizei. Doch wozu braucht Berlin dann eigentlich noch einen Innensenator?

Thilo Sarrazin ist ehemaliger deutscher Bundesbanker und Bestsellerautor. Er schreibt einmal pro Monat exklusiv für die *Weltwoche* über die deutsche Politik.

Die Alten: beliebt, gefragt, belohnt

Wer über fünfzig ist, findet angeblich fast keine Stelle mehr. Die vermeintliche Binsenwahrheit hält einer Überprüfung nicht stand. Ältere Menschen werden seltener arbeitslos als junge. Der Arbeitsmarkt braucht sie mehr denn je. *Von Alex Reichmuth*

Mit einem Bündel von Massnahmen will der Bundesrat die Altersvorsorge sichern: das Rentenalter von Männern und Frauen angleichen, die AHV-Renten für kinderlose Witwen streichen, die Mehrwertsteuer hinaufsetzen und den Umwandlungssatz senken. Kein Thema in der Rentenreform, die SP-Bundesrat Alain Berset dem Parlament übergeben hat, ist aber ein Pensionsalter über 65 Jahre. Kein Wunder: Wer in der Schweiz eine Verlängerung des Arbeitslebens vorschlägt, muss damit rechnen, von einem Shitstorm weggefegt zu werden. So bleibt die Schweiz eines der wenigen Industrieländer, in dem weder ein höheres Pensionsalter noch eine Kopplung des Rentenalters an die Lebenserwartung vorgesehen ist.

Eines der häufigsten Argumente gegen ein höheres Rentenalter ist die Behauptung, ältere Menschen hätten schon jetzt zunehmend Schwierigkeiten auf dem Arbeitsmarkt. Wer über 50 oder gar über 55 Jahre alt ist, finde kaum mehr eine Stelle. Darum sei eine Erhöhung des Rentenalters zwecklos und entwürdigend gegenüber der älteren Generation. Das Argument wird seit Jahren vorgebracht. Als 1998 darüber abgestimmt wurde, ob das Rentenalter der Frau schrittweise von 62 auf 64 Jahre erhöht werden solle, mahnten die Gegner, man müsse mit 35 000 neuen Arbeitslosen rechnen. Das traf dann zwar nicht ein: Die Wirtschaft konnte die zusätzlichen Frauen auf dem Arbeitsmarkt beschäftigen. Doch die angebliche Altersdiskriminierung bleibt ein Standardargument von Gewerkschaften und linken Parteien.

«Letzte Chance für die Wirtschaft»

Wasser auf ihre Mühlen war im letzten Oktober, dass die OECD die Schweiz dazu aufforderte, die Diskriminierung älterer Menschen auf dem Arbeitsmarkt per Gesetz zu verbieten. Vor allem der Zürcher *Tages-Anzeiger* schlachtete diese Forderung aus. «Ältere Arbeitnehmer werden diskriminiert», titelte er auf der Frontseite und sprach von einer «letzten Chance für die Wirtschaft».

Um keine Missverständnisse aufkommen zu lassen: Es soll nicht bestritten werden, dass ältere Menschen bei der Arbeitssuche zum Teil frustrierende Erfahrungen machen – trotz bester Qualifikationen und echter Bemühungen. Ohne Zweifel gibt es auch Chefs, die keine neuen Mitarbeiter über fünfzig Jahre wollen – etwa weil sie Junge per se für leistungsfähiger halten. Menschen, die schlechte Erfahrungen

auf dem Arbeitsmarkt machen, lassen sich aber in jedem Alter finden.

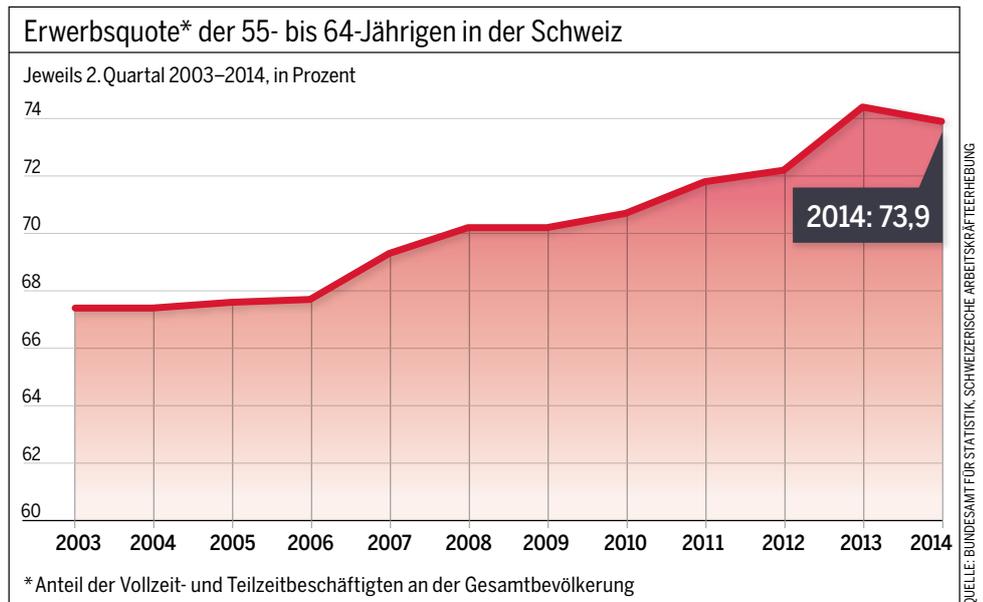
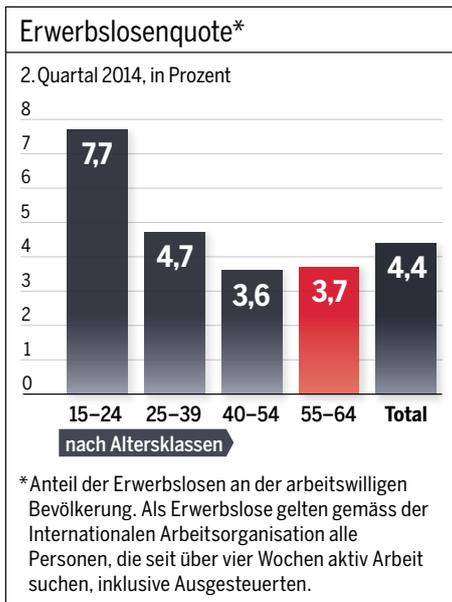
Ältere Arbeitnehmer sind jedenfalls nicht überdurchschnittlich häufig arbeitslos – im Gegenteil. Im letzten September lag die Arbeitslosenquote bei den 50- bis 59-Jährigen mit 2,7 Prozent und bei den über 60-Jährigen mit 2,4 Prozent tiefer als der entsprechende Schnitt über alle Altersklassen (3,0 Prozent). Auch wenn man Ausgesteuerte mitberücksichtigt, stehen die älteren Jahrgänge sogar besser da als die jüngeren: Als erwerbslos, also entwe-

der als arbeitslos oder als ausgesteuert, galten im zweiten Quartal dieses Jahres 3,7 Prozent aller arbeitswilligen 55- bis 64-Jährigen. Der entsprechende Schnitt über alle Altersklassen lag bei 4,4 Prozent. Ältere Menschen müssen auch weniger oft zur Fürsorge als jüngere: Die Sozialhilfequote bei den 56- bis 64-Jährigen betrug 2012 nur 2,4 Prozent, während sie über alle Altersklassen bei 3,1 Prozent lag.

Aufschlussreich ist auch die Erwerbsquote. Derzeit sind 74 Prozent aller 55- bis 64-Jährigen erwerbstätig, arbeiten also Voll- oder Teil-



Mythos der verstossenen Alten: Montage bei Stewi, Winterthur.



zeit. Dieser Anteil ist in den letzten Jahren tendenziell gestiegen. 2003 gingen erst 67 Prozent einer bezahlten Arbeit nach. Selbst der Anteil der erwerbstätigen Bevölkerung im Pensionsalter ist höher geworden: 2003 waren 9,4 Prozent der über 65-Jährigen erwerbstätig, in diesem Jahr aber bereits 11,8 Prozent. Ältere sind also als Arbeitnehmer gefragter als früher.

Allerdings liegt die Erwerbsquote der 55- bis 64-Jährigen deutlich tiefer als bei jüngeren Leuten: Von den 25- bis 54-Jährigen gehen sogar über 90 Prozent einer bezahlten Arbeit nach. Wenn über ein Viertel der 55- bis 64-Jährigen nicht erwerbstätig sind, muss das aber nicht bedeuten, dass sie keine Arbeit finden. Genauso gut kann materieller Wohlstand ein Grund sein, der es ermöglicht, sich den Luxus einer vorzeitigen Pensionierung zu leisten. In manchen Branchen, wie im Baugewerbe oder in der öffentlichen Verwaltung, ist eine Frühpensionierung sogar zu guten finanziellen Konditionen möglich.

Die Erwerbsquote sinkt mit zunehmendem Alter auch, weil da der Anteil der kranken und invaliden Menschen steigt. Im besten Fall leben diese von einer Invalidenrente und müssen nicht arbeiten. Bemühen sie sich vergeblich um eine Arbeitsstelle, ist das zwar betrüblich, hat aber wohl mit ihren Gebrechen und nicht mit ihrem Alter per se zu tun. Im Übrigen liegt die Erwerbsquote älterer Menschen in der Schweiz höher als in fast allen europäischen Staaten. 2013 waren in der Schweiz 80 Prozent aller 50- bis 64-Jährigen erwerbstätig, während es im EU-Durchschnitt nur 64 Prozent waren.

Ein wichtiges Argument der Gewerkschaften, mit dem sie eine Benachteiligung älterer Arbeitnehmer belegen, ist, dass es unter den Langzeitarbeitslosen immer mehr Personen über fünfzig Jahre gibt. In der Tat betrug deren Anteil 2003 erst 30 Prozent, gegenwärtig

aber 42 Prozent. Als langzeitarbeitslos gelten Arbeitssuchende, die seit über einem Jahr Arbeitslosengeld beziehen.

Der hohe Anteil älterer Menschen unter den Langzeitarbeitslosen deutet zwar darauf hin, dass Stellensuchende über fünfzig auf dem Arbeitsmarkt grössere Schwierigkeiten als jüngere haben. Der Schluss, dass dies wegen ihres Alter sei, ist dennoch unzulässig: Generell wechseln ältere Arbeitnehmer viel seltener die Stelle als jüngere. Ihr Karriereaufstieg ist in der Regel abgeschlossen, ihre Lebenssituation stabil. Sie sind zufrieden mit ihrer Arbeitssituation oder haben sich zumindest mit ihr arrangiert. Wer im Alter von über 50 oder gar 55 Jahren auf Stellensuche gehen muss, weist darum häufiger als jüngere Konkurrenten Defizite auf – sei es bezüglich Aus-

Es gibt kaum Hinweise, dass in der Schweiz ältere Arbeitnehmer benachteiligt sind.

bildung, Leistungsfähigkeit oder Veränderungswille. Mit anderen Worten: Es gibt wohl mehr schwer Vermittelbare unten den älteren Arbeitssuchenden.

Um einen Vergleich zu bemühen: Liegt die Sterblichkeit in einem Spital besonders hoch, kann das an der schlechteren Behandlung der Patienten liegen, muss aber nicht. Denn entscheidend ist auch, in welchem Gesundheitszustand die Patienten eintreffen. In einem Akutspital ist auch bei bester Behandlungsqualität mit einer höheren Sterblichkeit zu rechnen als in der Rehabilitationsklinik. Wenn ältere Menschen im Schnitt länger eine neue Stelle suchen müssen, kann das daran liegen, dass sie im Schnitt weniger fit für den Arbeitsmarkt sind – und muss nichts mit Altersdiskriminierung zu tun haben.

Der Schweizerische Gewerbeverband (SGV) weist zudem darauf hin, dass Personen über 55 zwei Jahre lang Arbeitslosengeld beziehen können, bevor sie ausgesteuert sind, jüngere Arbeitslose hingegen nur anderthalb Jahre. Die Älteren zählen also ein ganzes Jahr zu den Langzeitarbeitslosen, während diese Dauer bei den Jüngeren nur ein halbes Jahr beträgt. Die Statistik zu den Langzeitarbeitslosen sei verzerrt, sagt der SGV, weil der Anteil der Personen über 55 Jahre zu hoch erscheint.

Viele Unternehmen stellen Rentner an

Insgesamt gibt es kaum Hinweise, dass in der Schweiz ältere Arbeitnehmer benachteiligt sind. Wenig Anzeichen für Altersdiskriminierung machte 2012 auch eine Umfrage des Bundesamts für Sozialversicherungen aus. Dort gaben zwei Drittel der grossen Unternehmen und knapp die Hälfte der mittleren Unternehmen an, in den vorangehenden drei Jahren Personen ab 58 Jahren neu angestellt zu haben. Rund 60 Prozent der befragten Unternehmen beschäftigten Angestellte über das ordentliche Pensionsalter hinaus. Zwölf Prozent von ihnen hatten sogar Arbeitssuchende im AHV-Alter neu angestellt. Die Ergebnisse deuteten darauf hin, «dass sich der Stellenwert der älteren Arbeitnehmenden in den Unternehmen grösstenteils gefestigt hat», bilanzierten die Autoren der Erhebung.

Dennoch wird der Mythos der verstossenen Alten weiter gepflegt. «Mit 50 oder 55 hat man kaum noch eine Chance für eine feste Neuanstellung», schrieb der ehemalige SP-Nationalrat Rudolf Strahm diese Woche. Als Hans-Ulrich Bigler kürzlich öffentlich eine Altersdiskriminierung bestritt, behauptete der *Tages-Anzeiger*, die Aussage des Direktors des Gewerbeverbands widerspreche «der gelebten Erfahrung». Immerhin: ein indirektes Eingeständnis, dass die Statistiken Bigler recht geben. ○

Warum ich als Arzt nach Afrika ging

Zwei Jahre operierte ich in einem Busch-Spital in Uganda, einer der ärmsten Gegenden der Welt. Ich sah unermessliches Elend. Und doch: Es war die bisher schönste Zeit meines Lebens.
Von Franz Martig und Caspar Martig (Bilder)

Sonntagvormittag, der späte Zmorge ist gegessen, das Straussenei hielt nicht, was die Erwartung versprach, das spitalinterne Telefon klingelt. Schlechtes Zeichen. «Hello?» – «This is Doctor Daniel. There is some guy, he was bitten by another guy. His testicle is exposed.» – «His what?» – «They have bitten his testicles.» – «His testes?» – «Yes!» – «With the teeth?» – «With the teeth, maybe it's better if you come.» Einem Mann wurde in die Hoden gebissen.

Diese Wunde beunruhigt mich weniger als die Nachricht, die ich im Spital erhalte: Ein Auto hat sich überschlagen, bei Nakichumet, es gab etwa zwanzig Verletzte. Wohl ein Pick-up oder Lastwagen, wie immer mit voller Ladefläche. Wie immer zu schnell unterwegs auf wie immer katastrophalen Strassen. Vortritt hat, wer sich stärker fühlt. Das hat Konfliktpotenzial, beispielsweise wenn ein fetter Geländewagen eines reichen Funktionärs auf einen Pick-up zufährt. Wer hat Vortritt? Der, der sich stärker fühlt, weil er «gestopft» ist, oder der, der mit Passagieren und Waren vollgestopft ist? Wer unterliegt, ist klar. Denn wer ist auf der Ladefläche schon angegurtert?

Lehmhütten wie bei Globi

Wir sind in Afrika. Ostafrika. Karamoja, der ärmsten Region Ugandas. Eine der ärmsten der Welt. Savanne. An der Grenze zu Kenia und dem Südsudan. Die Karimojong sind Verwandte der Massai und sehen entsprechend aus. Gross. Schlank. Stolz. Halbnomadische Hirten und Krieger. Sie leben in Dörfern, wie wir sie von Globi in Afrika kennen. Vor anderthalb Jahren sind wir zu viert nach zehn Stunden Fahrt über holprige Naturstrassen hier gelandet, mit unserem Freund, dem Land Cruiser. Meine Frau Sandra, unsere Kleinen Mina und Max und ich. Zurückkehren werden wir zu fünft. Vilma ist vor wenigen Monaten in Matany geboren. Doch dazu später. Ich arbeite für die italienische NGO Medici con l'Africa (Cuamm).

Cuamm ist in mehreren afrikanischen Ländern präsent, . Die Organisation unterstützt lokale Gesundheitsinstitutionen mit einem integrativen Ansatz und dem Anspruch, die Projekte im Verlauf vollständig in lokale Hände übergeben zu können. Meine Arbeit ist nebst der Schulung der lokalen Kollegen in erster Linie klinisch. Ich mache das, was in meinen kind-

lichen Vorstellungen einer machte, wenn er in Afrika als Chirurg arbeitete: alles. Alles, was möglich ist, an die lokalen Gegebenheiten, Ressourcen, die Kultur und die eigenen Fähigkeiten angepasst.

Die Anforderungen an die hiesige Arbeit sind der Spezialisierungstendenz in der Realität des Schweizer Gesundheitswesens diametral entgegengesetzt. Ohne zu werten: Während ich hier der einzige Facharztchirurg bin in einem

Ich bin hier der einzige Chirurg in einem Gebiet, halb so gross wie die Schweiz.

Gebiet, halb so gross wie die Schweiz, besteht in der Heimat der Kampf darin, sich in einer Nische etablieren zu können.

Alles ist anders. Während zu Hause ein Patient mit einer ausgereinkten Schulter innert Minuten mit dem Heli von der Skipiste ins nächste Trauma-Zentrum geflogen wird, bin ich hier froh, wenn derselbe Patient vor Ablauf einer Woche bei mir eintrifft. Der Begriff Notfall bekommt eine völlig neue Bedeutung. Wir sehen Krankheitsbilder in derart fortgeschrittenen Stadien, dass sogar meinen ugandischen Kollegen die Kiefer runterfallen. Einen Abszess mit weniger als einem halben Liter Eiter können wir schon gar nicht mehr ernst nehmen. Eine akute Blinddarmentzündung habe ich hier kaum jemals gesehen, dafür aber Bäuche, die sich mit Eiter vollgefüllt hatten, bis es der Patient endlich zu uns schaffte. Der Mensch ist hart im Nehmen. Das habe ich gelernt.

Kranke mit allen möglichen Leiden kommen zu uns: von der Bagatellverletzung zum Polytrauma, vom infizierten Bibeli zur Krebserkrankung. Wir behandeln alle, vom neugeborenen Säugling über den betagten Greis, den schussverletzten Krieger zum Pfarrer mit Hämorrhoiden. Und seit sich herumgesprochen hat, dass es im St.Kizito Hospital in Matany einen Chirurgen gibt, nimmt das Spektrum stetig zu. Herausforderung und Paradies für einen Allgemeinchirurgen.

Das St.-Kizito-Spital hat einen exzellenten Ruf. 1970 wurde es von Comboni-Missionaren für die vernachlässigten Karimojong gegründet. Es blieb eine Oase qualitativ hochstehender



«Wir stossen auf Menschen mit anderen Prioritäten»:



Martig mit Tochter Vilma.

Gesundheitsversorgung, auch in den wilden Jahrzehnten während und nach Idi Amin, als die Karimojong zu Waffen kamen und mit ihren AK-47 wild um sich schossen. Erst vor wenigen Jahren, als die Krieger durch die Armee entwaffnet wurden, ist es ruhiger geworden. Die Gewalt bei zwischenmenschlichen Konflikten hat allerdings Bestand. Wer beisst sich schon gegenseitig den Hodensack auf? Oder hackt mit der Machete die halbe Hand ab, wenn das Bier nicht bezahlt wird? Zu Beginn war ich schockiert. Nicht nur über die Gewalt, sondern auch darüber, dass ein Gewaltopfer zuerst einmal eine *assault fee* bezahlen muss, um überhaupt behandelt zu werden. Da wird man verprügelt und dafür im Spital noch bestraft. Mittlerweile verstehe ich den Ansatz. Das Opfer ist oft auch Täter. Es ist ein Statement gegen die Gewalt.

Referenzzentrum in kläglichem Zustand

Das St.-Kizito-Spital blieb Garant für gute Medizin. Ganz anders die öffentlichen Spitäler. Zum Beispiel das Mulago National Referral Hospital. Ein Moloch. Es wurde in den sechziger Jahren unter Diktator Apollo Milton Obote gebaut. Einst ein echtes Referenzzentrum, ist es inzwischen in einem kläglichem Zustand. Die absurdeste Geschichte, die ich gehört habe, ist die vom unwissenden Patienten, der für eine Röntgenuntersuchung von einem Putzmann in den Lift geführt und hoch- und runtergefahren wurde, worauf der Putzmann meinte, so, das Röntgen sei nun gemacht, und für den Service selbstverständlich einkassierte. Die traurigste ist die von dem einjährigen Jungen, den wir mit einem in den falschen Hals geratenen Steinchen, das die Atmung lebensbedrohlich behinderte, verlegen lassen mussten, da wir keine Möglichkeit haben, die Lunge zu spiegeln und den Fremdkörper zu entfernen. Glücklicherweise reiste genau an diesem Tag ein italienischer Anästhesist per Flug nach Kampala, nahm das intubierte Kind auf seinem Schoss mit, beatmete es während des Fluges und der langen Fahrt im Taxi. In Mulago angekommen, dauerte es ewig, bis sie so etwas wie eine Notfallstation fanden, wo sie reinstürmten und um Hilfe baten. Es interessierte niemanden. Das Kind starb in den Armen des Anästhesisten.

Es mag ein Einzelfall sein, aber leider ist es ein Sinnbild dafür, wie hier die öffentliche Gesundheitsversorgung funktioniert. Es ist ein Niedertrampeln der Menschenrechte. Wie kann es sein, dass wir es vermeiden, Patienten ins nationale Referenzspital zu verlegen, weil sich die Behandlung dort schlichtweg keiner leisten kann (falls er überhaupt behandelt wird), weil er unter dem Tisch ein Vermögen hinblättern muss – in einem Land, in dem die öffentliche Gesundheitsversorgung gratis ist? Wie kann es sein, dass es im regionalen Referenzspital Moroto knapp zwei Ärzte hat, die, wenn's hoch kommt, an zwei Tagen der Woche physisch präsent sind? Ich kann mich an keine

einzigste Verlegung von Matany nach Moroto erinnern, allerdings an Hunderte zum Teil katastrophale in die andere Richtung.

Die Antwort ist einfach: Desinteresse und Korruption. Wieso soll sich der Staat darum bemühen, eine funktionierende öffentliche Gesundheitsversorgung zu gewährleisten, wenn gutorganisierte Missionsspitäler wie Matany einen qualitativ hochstehenden Service garantieren? Und wenn man, wie der Präsident, genug Geld hat, seine Tochter für die Pränataldiagnostik nach Europa zu schicken? Ich habe gehört, die Hälfte des ugandischen Gesund-

Die Arbeit wird dann belohnt, wenn man sich die eigene Freude am Abenteuer eingesteht.

heitsbudgets sei letztes Jahr für die teuren Auslandsbehandlungen von ein paar privilegierten Staatsbeamten draufgegangen. Andererseits kann man jeden verstehen, der nebenbei etwas verdienen will, weil er mit dem Gehalt im öffentlichen Sektor schlichtweg nicht über die Runden kommt. Denn an Fachwissen fehlt es nicht: Ich arbeite mit hochmotivierten ugandischen Kollegen, die gutausgebildet und voller Enthusiasmus ihrer Arbeit nachgehen.

Um das erwähnte Desinteresse zu relativieren: Positiv gesehen, ist damit eine Gelassenheit verbunden, Dinge und Grenzen anzuerkennen, wie sie sind, ohne den Machbarkeitswahn der entwickelten Welt. Da können wir Europäer in der Tat viel lernen – abgesehen von der Geduld, diese Gelassenheit auszuhalten, die wir gleich gratis mit dazubekommen. Der Tod wird hier noch als natürliches Ereignis angesehen und als Teil des Lebens akzeptiert. Die Erwartung, nach einem ausgeheilten Bruch eine bessere körperliche Funktionalität zu haben als vor dem Unfall, gibt es hier nicht. Die Folgen einer Krankheit oder eines Unfalls werden hier noch als solche akzeptiert. Es käme niemandem in den Sinn, sich über eine Operationsnarbe zu beschweren (abgesehen davon, dass Narben oft Trophäen sind). Von dieser Akzeptanz des Schicksals (und von dieser Dankbarkeit) könnten wir uns in Europa in der Tat ein grosses Stück abschneiden.

Ein Riesenaufwand – wegen zweier Finger

Aber die Grenze von Gelassenheit und Pragmatismus zu Desinteresse ist fließend. Darum fehlt oft der Antrieb, mit Umdenken oder etwas Aufwand ein kleines bisschen mehr zu erreichen. Als ich vor einem Jahr einem Mann zwei Finger wieder angenäht habe, schüttelte das OP-Personal den Kopf und meinte, das hätten sie jetzt auch noch nie gesehen, dass man wegen zweier Finger so einen Aufwand macht. Es sind diese Dinge, die einen bei guter Laune gelassen lächeln lassen und einen daran erinnern, dass wir in einer anderen Kultur sind. Oder die einen halbwahnsinnig und wütend machen.



Hochmotivierte ugandische Kollegen: im OP.



Mit dem Töff durch den Busch: Ehefrau Sandra mit Tochter Vilma auf dem Markt.

Der Aufenthalt und die Arbeit werden dann belohnt, wenn man sich die eigene Freude am Abenteuer eingesteht. Ein reiner Altruist wird hier nach kürzester Zeit zynisch. Ich sage nicht, dass man die Hoffnung, etwas zur Hilfe beitragen und vielleicht sogar etwas verbessern zu können, aufgeben soll, um sich hier auf Kosten der Bevölkerung beruflich zu verwirklichen, ganz und gar nicht. Aber man darf etwas nicht vergessen: Wir sind zu Gast hier. Trotzdem führen wir uns auf wie diejenigen, die das Gefühl haben, es besser zu machen. Wir sehen Elend, Armut und Leiden und denken, Rezepte dagegen zu kennen. Und stossen auf Menschen, die andere Prioritäten haben. Genau darin liegt unser täglicher Zwiespalt: dass diese Prioritäten für uns oft schwer nachvollziehbar sind. Das ist

falsch und arrogant. Weil wir so tun, als wüssten wir besser, was sie brauchen, als sie selber.

Zur echten Herausforderung werden die kulturellen Barrieren. Zum Beispiel beim Fall eines Mannes mit Gasbrand am linken Arm, der nach wenigen Stunden an der Infektion gestorben wäre, hätten wir ihm den Arm nicht amputiert. Seine Tochter wehrte sich mit Händen und Füßen gegen die Amputation: «Who's gonna help me dig?» – «Wer hilft mir das Feld umgraben?» Ich weiss nicht, ob es meine Gegenfrage «Who's gonna help you when he's dead?» war, die sie zur Besinnung brachte. Vielleicht auch nicht, denn im hiesigen Überlebenskampf ist es oft besser, jemand ist tot als behindert. Dass dieser Pragmatismus bisweilen die familiäre Nächstenliebe überwiegt, ist schwer zu ertragen.



Eine der ärmsten Gegenden der Welt: bei den Karimojong.



«Wenn gömer ändlech Afrika?»: mit Tochter Mina und Sohn Max bei der Untersuchung.

Dann die Ressourcen: Sind wir uns in der Schweiz einen 24-Stunden-Service mit allen diagnostischen und therapeutischen Möglichkeiten gewöhnt, müssen wir uns hier auf das beschränken, was vorhanden ist. Das verlangt Improvisation. Da kann es schon vorkommen, dass ich in der Werkstatt Velospeichen schleifen lasse, sie sterilisiere, um sie zur Knochenfixation zu benutzen, wenn ich keine Spickdrähte mehr habe. Trotz alledem, oder vielleicht gerade deswegen, war ich noch nie so erfüllt von meiner Arbeit. Genau diese Herausforderungen habe ich insgeheim immer gesucht. Zudem geht es hier um das Wesentliche. Das tönt abgedroschen. Ist es wohl auch. Trotzdem wahr.

Und: Es ist wahnsinnig lustig. Wir lachen viel. Der Umgang ist direkt, ohne Traritrara.

«You have grown fat!», sagt man mir, wenn ich von den Ferien heimkomme. Ebenso direkt sind die Liebesbekenntnisse. In den Ferien wurde ich angerufen, nur um mir zu sagen: «We miss you!», und bei der Heimkunft liegen Blumen bereit.

Und die Familie? Was masst der sich an, seine Familie mitzuschleppen, in die dürre Öde der Savanne, wo es jede Krankheit gibt, die man sich erdenken kann, wo sie sich in greifbarer Nähe die Köpfe einschlagen, wo zum kulturellen Ritual selten auch mal ein Kind geopfert wird, wo es trotz brütender Hitze weit und breit kein Schwimmbad gibt, wo der nächste Supermarkt 300 Kilometer entfernt liegt und die Strassen nicht geteert sind? «Wenn gömer ändlech Afrika?», fragte die damals vierjährige

Mina vor der Abreise, und Sandra stellte sich vor, wie wir mit dem Töff und dem Ärztekofferchen auf dem Gepäckträger durch den Busch fahren. Für sie war es genauso ein Traum wie für mich – nur, dass wir verdammt schnell Kinder gekriegt hatten. Also nahmen wir sie mit.

«Why do you *Muzungus* produce so few?», wurden wir gefragt, weil wir nur zwei Kinder hatten. Immerhin waren die Leute beeindruckt, dass Weisse überhaupt Kinder kriegen können, als sie uns mit den schneeweissen und strohblonden Mina und Max sahen. Die Weissen hier sind Nonnen, Priester, pensionierte Ärzte oder Medizinstudenten. Die haben keine Kinder. Mein ugandischer Assistent, Doktor Paul, hat 36 Geschwister. «Nur?», fragte eine Schwesternschülerin. Sie hat 86. «Pass auf, das ist ansteckend», meinte Antonio in Kampala, «die Luft hier ist fruchtbar. Päng, und es schlägt ein!»

Hier schreit man nicht beim Gebären

«You are growing fat», sagte Sister Palma zu meiner Frau, als sich ihr Bäuchlein abzuzeichnen begann. Eine schwangere *Muzungu!* Wir freuen uns. Die Kinder auch. Mina will ein Schwesterchen, Max einen Buben. Oder auch ein Mädchen, ist ihm, glaub', egal, er hat seinen Plastiktöff. «Geht ihr nach Hause zum Gebären? Oder nach Kampala?» – «Nein, nein», sagen wir, «ist ja ein gutes Spital hier, geht schon.» Wir wollen es ja nicht machen wie die Präsidententochter. Es ist Nacht, zum Glück, weniger Neugierige. Das letzte weisse Bébé ist hier vor etwa zwanzig Jahren zur Welt gekommen. Alles ist parat: die Bébé-Kleider, das Handtuch, das Becken. Das alles muss mit. Ich bin der *attendant*. Der muss auch mit. Denn der *attendant* pflegt den Patienten, wäscht ihn. Ich bin ein rarer *attendant*, wohl der einzige, der nicht gleichzeitig Schwiegermutter ist. Ich stauche meine Frau auch nicht zusammen, wenn sie schreit. Denn hier schreit man nicht beim Gebären.

Wir gehen zu Fuss ins Spital. Die Nacht ist sternenklar. Wir kommen in den Kreissaal, Sandra leicht gekrümmt, ich mit dem Plastikbecken unter dem Arm. Eines der vier im Quadrat angeordneten Betten ist schon besetzt. Eine halbe Stunde später ist Vilma da. «Es Meitschi!» Mina wird sich freuen! Max hat ja seinen Töff. «The next one will be a boy», sagt Father John Bosco. Da müsse ich erst mit meiner Frau sprechen, ob sie noch ein Viertes wolle. «You cannot stop now!», meint er lachend, segnet das Kind und geht. «Was für ein Beginn des Lebens: geboren in Afrika!», meinte ein Freund. Jedenfalls eines ist klar: Es hat uns. In Italien heisst das «mal d'Africa».

Franz Martig, geboren 1972 in Bern, ist Chirurg und Notarzt. Er leitete 2013 bis 2014 die chirurgische Abteilung des St. Kizito Hospital in Matany, wo er mit seiner Frau Sandra und den drei gemeinsamen Kindern Mina (5), Max (3) und Vilma (6 Monate) lebte. **Caspar Martig**, geboren 1970, ist Fotograf. Er lebt in Bern. Autor und Fotograf sind Brüder.

Mit offenen Karten.

Jederzeit wissen,
wie viel auf der Karte noch verfügbar ist:
UBS Mobile Banking mit Kartenkontrolle.



Jetzt testen:
www.ubs.com/mobile

Best Bank in
Switzerland



Ein bisschen dreckige Fantasie

Das öffentlich-rechtliche Fernsehen Deutschlands sorgt sich um das Liebesleben seiner erwachsenen Zuschauer. Gebührenfinanzierte Sexualtherapie – funktioniert das? Ein Selbstversuch.

Von Katja Oskamp

Die Zentralfigur der Sendung «Make Love», Ann-Marlene Henning, 50, ist Paartherapeutin und «Sexologin». Sie hat extrem gute Laune, hüpfert von Termin zu Termin, erklärt, moderiert und interviewt. Überhaupt sind alle total locker und unverkrampft. Alle bis auf einen: Andreas, 47 – angegrauter Dreitagebart, gebügeltes Beamtenhemd. Er wirkt gehemmt, als habe er immer Angst, was Falsches zu sagen. Andreas tut mir leid. Schuldgefühle scheinen ihn zu plagen, und jetzt ist er damit auch noch im Fernsehen. Bestimmt hat ihn Silke überredet. Silke, 50, ist seit zweieinhalb Jahren seine Freundin, eine wortgewandte, gelenkige Frau mit jugendlicher Ausstrahlung. Silke lacht andauernd, wie Ann-Marlene. Mit deren fachkundiger Unterstützung wollen Silke und Andreas ihr Sexleben optimieren. Passend zum Thema der Folge: «Sex ab vierzig».

Andreas gesteht, dass er seltener Lust auf Sex hat, sich um seine Erektion sorgt und die Missionarsstellung anstrengend findet. Silke erzählt, dass sie mal nackt aus der Dusche kam, sich Andreas vorfreudig präsentierte, der aber nicht mal vom PC aufgeschaut habe. Ann-Marlene, knallharte Optimistin, formuliert jede Niederlage ins Positive um: Andreas «erlebt eine Verschiebung seiner Werte». Silke «hebt sich ihr tolles Angebot für später auf».

Männer mit Brüsten

Wegen des Bildungsanspruchs füttert Ann-Marlene uns mit Fakten: In den Wechseljahren sinkt der Sexualhormonspiegel. Das führt zu weniger Lust und zur Angleichung der Geschlechter. Die Frau wird männlicher, der Mann weiblicher. Ich will wirklich nicht prahlen, aber das wusste ich schon. Frauen mit Schnurrbärten und Männer mit Brüsten machen mir nichts aus. Schlimm finde ich Paare in identischen Freizeitanzügen, und ich bezweifle, dass diese Erscheinung hormonbedingt ist. Beim Kaffeepausch erzählt Silke, sie habe gern mal eine andere als die Missionarsstellung ausprobieren wollen, und zwar auf der Seite liegend. Aber Andreas habe «massiv abgelehnt». Die Damen kichern. Natürlich ist wieder Andreas schuld. Der windet sich und bringt endlich hervor, er habe eben seinen «ganzen Fokus darauf gerichtet, Silke nicht das Bein abzuquetschen». Klingt wie eine billige Ausrede. Ist es ja auch.

Zur Lösung all dieser Probleme bietet die Sexologin «entspannte Stellungen speziell für ältere Paare» an. Ich frohlocke. Immerhin bekomme ich in einer Sendung über Sex endlich

Sex zu sehen. Aber was sind das für sterile Leibesübungen? In winzigen Filmchen führt ein «echtes Modellpaar» Stellungen vor. Es handelt sich ausnahmslos um «sanfte Abwandlungen der Missionarsstellung», mal stößt der Mann von der Seite zu, mal sitzt die Frau mit gespreizten Beinen auf einem Kissen. Gymnastikkurs? Ann-Marlene schwärmt von weniger Gewichtsdruck, angenehmerem Winkel, kraftsparender Haltung. Ist das alles? Nichts als ein paar läppische Techniktipps? Und warum betont sie, dass man das Becken fleissig bewegen soll? Hat das beim Sex schon mal jemand vergessen?

Zum Glück gibt es die Alten. Mit einer Rentnerschar zwischen sechzig und achtzig picknickt Ann-Marlene im Park. Die Stimmung ist super. «Nachladen dauert zwar länger», ruft ein Opi, «dafür ist der Knall lauter!» Grosses Gejohle am Tisch. «Trockene Scheide?» – «Nöö!» – «Fünf Wochen keinen hochgekriegt?» – «Das war 'ne schöpferische Pause!» – «Mehr Lust als früher?» – «Genaaaauu!» Diese Alten rammeln wie die Karnickel. Oder sie schwindeln. Jedenfalls lassen sie sich nicht von irgendeiner Paartherapeutin optimieren, ein Zeichen von Altersweisheit.

Ein Rentner erzählt, er habe spät herausgefunden, dass er auch auf Männer stehe. Woran er das gemerkt habe? «Weil ich beim Pornogucken immer auf die Männer geachtet hab.»

Da geschieht's! Der Sexologin entgleiten kurz die Zügel. Mein Verdacht wird zur Gewissheit: Ann-Marlene findet Pornos schlimm. Sie mag keine schmutzigen Wörter, keine Dildos, keine Strapse, von Oral- oder Analverkehr ganz zu schweigen. Das ist Schmutzkram und nichts für Leute, die «Sex ab vierzig» wollen. Dabei wäre es vielleicht die Lösung für Andreas und Silke: ein kleines bisschen dreckige Fantasie.

Die jedoch haben sich in zwei «interessanten Wochen» mit Winkeln, Schonhaltungen und Beckenbewegungen beschäftigt. Andreas weiss jetzt, was von ihm erwartet wird: ein Happy End fürs Fernsehen. Das liefert er der zufriedenen Ann-Marlene. Zwischen zwei Drehtagen habe er nachts wachgelegen und plötzlich gewusst: «Silke meint mich. Silke sagt ja zu mir.» Silke seufzt. Sie halten sich bei den Händen, schauen sich lange und tief in die Augen. Dann küssen sie sich vor laufender Kamera.

Wieder ein gezähmter Mann mehr, der in der Paartherapie zur Frau geworden ist. Bye-bye, Andreas. Viel Spass beim Kuschelsex. Mit Blickkontakt. In sanft abgewandelter Missionarsstellung. Und halt wenigstens die Ohren steif.

Katja Oskamp, 44, ist Schriftstellerin in Berlin. Zuletzt erschien von ihr der Roman «Hellersdorfer Perle» im Eichborn-Verlag. «Make Love». Letzte Folge: 10. Dezember, 22 Uhr, SWR



«Sanfte Abwandlungen»: Sexologin Henning mit «echtem Modellpaar».



81 Millionen Zuschauer: Pianistin Valentina Lisitsa.

«Einsame Jäger der Nacht»

Valentina Lisitsa hat die Musikindustrie revolutioniert. Sie ist die erste Pianistin, die via Youtube auf den Olymp der Klassik aufgestiegen ist. Nie habe jemand Rachmaninoff authentischer gespielt als sie, lobt die Kritik. Dabei hatte die Ukrainerin eigentlich Schachmeisterin werden wollen. *Von Urs Gehrig*

Maestra Lisitsa, darf ich Ihre Hände sehen?
Voilà!

Sie sind schmal und kräftig, muskulös würde ich sogar sagen.

Ja, besonders die Daumen, ich nenne sie «meine kleinen Schwarzeneggers». Heute sind die Hände für mich bloss Werkzeuge, wie die Pinsel für einen Maler. Als Kind hingegen sah ich das alles noch viel

romantischer. Damals waren die Finger meine Pferde, ich hüpfte und sprang mit ihnen. Wie jedes Mädchen träumte ich vom Reiten, aber weil ich Klavier spielte, hat man es mir verboten. Das Schlimmste war: Meine Lehrerin versuchte mich auszutricksen. Sie sagte: «Wenn du dieses extrem schwierige Stück spielen lernst, nehme ich dich mit zum Dressurreiten.» Sie hat mich

angelogen. Ich habe ihr bis heute nicht verziehen.

Haben Sie eine Ahnung, wie viele Menschen diese Hände schon bewundert haben?

81 Millionen sind es unterdessen, die meine Stücke auf Youtube angeklickt haben.

Ein Weltrekord!

Für klassische Musik: Ja, verglichen mit Katzenvideos eine Quantité négligeable.



Im Unterschied zu den Katzen lesen und beantworten Sie in der Kommentarspalte Fragen und Bemerkungen Ihrer Zuschauer.

Musik ist ein soziales Ereignis. Vom Moment an, als wir aus der Höhle krochen, haben wir im Kreise getanzt und auf Trommeln geschlagen. Wir haben diesen sozialen Wesenszug verloren. Sitzt man in einem bequemen Sessel mit einem Glas Wein und hört eine schöne CD, ist das ein einsames Erlebnis. Genau gleich wie Musik aus dem Kopfhörer. Selbst an Konzerten spricht das Publikum in der Pause zwar über seine Ehekrise, Business und Sport, nur nicht über Musik. Auf Youtube hingegen lassen die Leute ihrer Meinung freien Lauf.

Manchmal auch unter der Gürtellinie.

Ja, das ist in Ordnung. Es ist wunderbar, dass Menschen enthusiastisch oder aggressiv werden wegen einer Interpretation von Chopin, Liszt oder Skrjabin. Die Online-Gemeinschaft kontrolliert sich selbst, wer etwas Dummes sagt, wird von anderen in den Senkel gestellt.

Sie wurden früh als grosses Talent gefeiert, haben die höchsten Preise gewonnen, zogen aus Ihrer Heimat Ukraine in die USA – und versanken dort rasch in der Bedeutungslosigkeit. Wie kamen Sie aus dem Loch wieder raus?

Als Kind der Sowjetunion dachte ich: «In Amerika wirst du ein Star.» Aber da waren schon Hunderttausende von Musikern. Ich war bloss eine weitere blonde russische Pianistin. Da war ich also mit einem kleinen Sohn und wusste nicht, woher ich das Geld fürs Abendessen nehmen sollte. Ich war bereit, im Supermarkt die Rayons aufzufüllen. Doch dann entdeckte ich Ebay. Und ich kaufte massenweise Mixer ein.

Sie meinen Küchenmixer?

Ja, diese kleinen Küchenhacksler. Ich verkaufte sie auf Ebay mit zwanzig Prozent Profit. Es war eine wunderbare Lektion in Kapitalismus.

War das der Heureka-Moment Ihrer Karriere?

Nein, den hatte ich, als ich meinem zweijährigen Sohn eine Gutenachtgeschichte aus «1001 Nacht» vorlas. Sie kennen die Story: Der König schläft jede Nacht mit einem neuen Mädchen, und am nächsten Morgen lässt er sie töten, bis Scheherazade kommt und ihm so spannend erzählt, dass er jeden Morgen die Fortsetzung der Geschichte hören will. Die anderen Mädchen waren wunderschön, aber es nützte ihnen nichts. Scheherazade hingegen war wunderschön und dazu auch noch clever. Das war das Geheimnis ihres Erfolgs.

Mit anderen Worten: Sie mussten sich so interessant anpreisen, dass die Öffentlichkeit nicht widerstehen konnte.

Ich wollte der Welt zeigen, was ich kann, und ich wollte möglichst viele Variationen von mir zeigen, ungeschminkt und spontan. Angefangen hat es mit der Rachmaninow-Etüde op. 39 Nr. 6. Kaum war der Zweieinhalb-Minuten-Clip auf Youtube, waren die Leute begeistert, aber die Musikindustrie wollte lange nichts von mir wissen. Zwanzig Millionen Klicks auf Youtube. Dreissig Millionen Klicks. Nichts passierte. Bei vierzig Millionen begannen sie sich langsam zu interessieren. Bei fünfzig Millionen rollte mir Decca Records den roten Teppich aus und nahm mich unter Vertrag.

Viele klassische Künstler verpönen Youtube. Ihr polnischer Pianistenkollege Krystian Zimerman hatte einen Wutanfall, als

ein Handymitschnitt von seinem Konzert im Internet auftauchte.

Dabei hat er es Youtube zu verdanken, dass seine Karriere überhaupt noch am Leben ist. Youtube ist das Medium der Jugend. Hier entdecken Teenager eine Musik, von der sie sonst nie im Leben gehört hätten. Welcher Jugendliche kann sich schon ein Konzertticket zu hundert Euro und mehr leisten. Das Gejammer, dass die Klassik am Sterben sei, kann ich nicht mehr hören.

Bereits Chopin nervte sich darüber. Es gibt einen Brief, in dem er sich beklagt, dass nur alte Leute im Publikum sitzen.

«Das Gejammer, dass die Klassik am Sterben sei, kann ich nicht mehr hören.»

Genau, er spielte in Edinburg, und alle Jungen waren auf der Jagd statt im Konzertsaal. Wenn wir die Geschichte der Konzertpianisten ansehen, begann sie mit Chopin und Liszt in den Salons. Sie spielten für eine kleine Minderheit, die Aristokratie. Später füllten Paderewski, Rubinstein und Horowitz riesige Hallen. Das Publikum expandierte. Heute haben wir mehr Publikum als je zuvor. Aber man muss sich ihm öffnen. Ich ging nicht auf Youtube, um mich zu verkaufen, sondern um meine Musik mit den Menschen zu teilen. Wenn du Konzerte spielst, fliesst das Geld von selbst. Zum Konzert kommen die Leute aber erst, wenn sie dich kennen. Dafür ist Youtube eine ideale Plattform. Youtube kennt keine Grenzen.

Welches ist der exotischste Ort, an dem man Lisitsa schaut?

Ich habe Fans in der Mongolei, in Feuerland. Leute aus dem Iran schreiben mir. Neulich hat mir ein Mädchen aus einem Flüchtlingscamp im Libanon, das aus Syrien geflohen ist, einen Brief geschickt. Es war ein verrückter Brief aus dem Abgrund. Da sitzt ein Mädchen mitten in der Katastrophe, und alles, woran es denkt, ist, Beethovens Mondscheinsonate, die sie bei mir auf Youtube gesehen hat, auf einem verlotterten Klavier im Camp zu spielen.

Kaum hatte Ihre Youtube-Revolution richtig Feuer gefangen, gingen Sie einen Schritt weiter. Sie mieteten auf eigene Faust das London Symphony Orchestra, eines der besten Ensembles der Welt. Aus purem Grössenwahn?

Nein – aus Liebe zu Rachmaninow. Ich wollte seine vier Klavierkonzerte aufnehmen.

Dabei hassen Sie doch Rachmaninow!

Ich habe ihn gehasst, wirklich! Im Konservatorium in Kiew wurden wir mit Rachmaninow zwangsernährt. Rachmaninow war wie Spinat. Die Eltern stehen hinter dir und befahlen: «Iss, das ist gut für dich!» Wenn du

dich dann endlich aus der paternalistischen Umklammerung gelöst hast, isst du nur noch Schleckzeug. Bis du langsam Bauchweh kriegst und dich wieder nach Spinat sehnst. Rachmaninow selbst lief wohl einen ähnlichen Prozess. Er verliess Russland, verachtete seine Landsleute, er sprach manches Jahr kein Wort mit Horowitz.

Nun spielt das London Symphony Orchestra ja nicht ganz gratis. Wie haben Sie das Geld aufgetrieben?

Es war ganz einfach, denn ich war ja inzwischen Kapitalistin geworden, ich hatte gelernt, wie man Mixer verkauft. Im Ernst: Das Mixergeld reichte natürlich nicht. Ich musste unser Haus in North Carolina verpfänden.

Hatte Dirigent Michael Francis je von Ihnen gehört?

Nein.

Es war also ein Blind Date?

Nicht ganz. Ich habe dem Orchester eine ganze Aufnahme mit meinem Solopart der vier Konzerte aufgezeichnet und auf Youtube gestellt, damit sie sich eine Vorstellung von meiner Interpretation machen konnten.

Und die ganze Welt konnte mitschauen. Eine weitere Revolution in der Geschichte der klassischen Musik.

Genau. Ärzte machen dies seit langem, sie filmen Patienten oder Operationen, um Interessenten auf der ganzen Welt zu unterrichten oder andere Experten zu konsultieren. Also sagte ich mir: «Warum nicht auch mit klassischer Musik?»

Sie haben das Orchester total verblüfft. Offenbar haben Sie während der gesamten Aufnahme bloss zwei Noten falsch gespielt.

Man muss sich schon etwas zusammennehmen, jede Minute der Aufnahme raselten Tausende Dollar aus meinem Portemonnaie.

Zillionen von Pianisten haben Rachmaninow gespielt. Was hat Valentina Lisitsa Neues zu bieten?

Ich wollte nichts Neues bieten, sondern das Publikum zu Rachmaninow selbst zurückführen. Ich studierte seine Komposition. Er hat einen sehr eigenwilligen Stil. Er hat eine eigene Variation von Instrumenten und Ausdrucksformen, Tempi, Farben, Kombinationen von rechter und linker Hand. Hören wir Aufnahmen von ihm selbst, merken wir, dass er seine Stücke während des Spielens immer wieder neu interpretierte.

Produzent Michael Fine attestiert Ihnen ein «Zen-Verhältnis zur Musik». Sie hätten den kräftigen Ton eines Wilhelm Backhaus und die Virtuosität von Martha Argerich. Und Dirigent Francis lobte, nie

habe jemand Rachmaninow authentischer gespielt als Valentina Lisitsa.

Ich habe Rachmaninow absorbiert, ich bin in ihn hineingeschlüpft, ich habe nicht kopiert, sondern verinnerlicht. Aber man kommt nie an das Original heran. Komponisten sind Schöpfer, Götter, wir Interpreten sind Priester. Wir gehen in die Kathedrale der Komponisten und bringen ihre Botschaften unter die Leute.

Ist Musik eine Religion?

Ja. Es war ein Schock, als ich in den USA ankam und sah, dass klassische Musik in den Zeitungen unter der Rubrik «Unterhaltung» geführt wird. Genau wie die Leute, die jede Woche in die Kirche gehen, gehen Musikliebhaber an klassische Konzerte. Sie gehen dahin, um ihre Seele zu reinigen, zu meditieren. In der Kirche wollen die Gläubigen hören. «Jener muss in der Hölle schmoren, und du wirst im Himmel ruhen.» Dasselbe mit der Musik, ausser dass Musik Religionen aller Art anspricht, sogar Atheisten. Wir sprechen durch Musik aus, was Worte nicht ausdrücken können.

Rubinstein sagte, ein grossartiger Pianist zu werde, sei ist einzig und alleine eine Frage des Talents, der Rest sei Politur. Wann hat man Ihr Talent entdeckt?

Ich war ein typisches sowjetisches Kind aus ambitionierter Familie. Meine Mutter war Näherin. Sie wollte, dass ich ein besseres Leben haben würde als sie. Natürlich dachte sie nicht daran, aus mir eine grosse Pianistin zu machen, sondern eine Balletttänzerin, eine Schwimmerin oder eine Eisprinzessin. Ich war eine Totalversagerin in allen Sparten. Sie brachte mich zu dieser angesehenen Ballettschule. Ich war ein ziemlich wuchtiges Kind. Die Ballettlehrerin musterte mich kurz und meinte: «Sie wollen nicht im Ernst aus diesem Fettkloss eine Ballerina machen?»

«Komponisten sind Götter. Wir sind die Priester. und bringen ihre Botschaften unter die Leute.»

Stellen Sie sich ihren Partner vor, wenn er sie hochheben muss, so was kann man niemandem zumuten.»

Also blieb bloss das Klavier übrig. Wann haben Sie mit dem Spielen begonnen?

Mit drei Jahren und acht Monaten. Schon bald wurde ich eine Vorführnummer, mein Lehrer schleppte mich durchs ganze Land und präsentierte mich als Musterkind. Ich hasste es, ich habe eine allergische Reaktion auf Lob entwickelt. Wann immer mich jemand lobte, rannte ich davon. Ich spielte lieber Schach.

Wie das?

Es war wegen dieser legendären Partie Karpow gegen Kasparow 1984. Noch nie in der

Valentina Lisitsa

Die ukrainische Pianistin Valentina Lisitsa, 40, spielte mit vier Jahren ihr erstes Solokonzert. Sie studierte am Konservatorium in Kiew. 1991 wanderte sie in die USA aus und gewann zusammen mit ihrem Ehemann Alexei Kuznetsoff den ersten Preis bei der Dranoff Competition, dem bedeutendsten Wettbewerb für Klavierduos weltweit. Den Durchbruch schaffte sie dank dem Internet, als sie 2007 begann, private Aufzeichnungen auf Youtube zu posten. 2009 heuerte sie das London Symphony Orchestra an und nahm im legendären Studio an der Abbey Road die vier Pianokonzerte von Rachmaninow auf. Der Erfolg war so überwältigend, dass die erhabene Royal Albert Hall für Lisitsa die Bühne öffnete. Lisitsa gastiert in den renommiertesten Sälen der Welt. Ihre Hauptbühne ist jedoch Youtube geblieben. Das Magazin *Klassik-Akzente* kürte sie zum «ersten Youtube-Klassik-Star». 81 Millionen Menschen haben ihre Videos bis dato angeklickt. Ab Neujahr wohnt Lisitsa zusammen mit Ehemann Alexei und Sohn Benjamin in Paris. (geh)

Schachgeschichte hatte es so viel Feindschaft zwischen zwei Grossmeistern gegeben. Die Medien sprachen von «Krieg». Kasparow war der Underdog und lag fast hoffnungslos im Rückstand. Doch langsam holte er auf und gewann schliesslich. Schach war damals in der Sowjetunion ein Zuschauersport, der grosse Massen anzog. Nach der «Tageschau» kam nicht zuerst das Wetter, sondern eine Schach-Review.

Es gibt diese wunderbare Geschichte von Ihnen und dem geheimnisvollen schwarzen Haus.

Oh ja. Ich ging jeweils pflichtbewusst zur Schule, doch kurz vor dem Schulhaus drehte ich um und ging in den lokalen Schachklub. Ich war elf Jahre alt und total süchtig nach Schach.

Und irgendwann rief die Schulleitung Ihre Mutter an, weil Sie die ganze Zeit schwänzten?

Nein, es war eine Nachbarin. Sie rief meine Mutter an und sagte: «Ich beobachte Ihre Tochter jeden Tag, wie sie in dieses dunkle Haus geht, welches nur alte Männer frequentieren.» Sie können sich vorstellen, bei uns war sofort die Hölle los. Ich sass im Schachklub mitten in einer Partie, als ich hinter mir ein festes Klopfen hörte. Es war meine Grossmutter, die mit ihrem Gehstock fuchtelte und mich vor versammelter Schachmannschaft abführte.

Das abrupte Ende Ihrer Schachkarriere?

Nein. Mein Spielstil eignete sich nicht für die Meisterklasse. Ich zog kunstvolle Züge einer kaltblütigen, rationalen Strategie vor. Aber im Schach gibt es keinen Platz für Schönheit, ausser sie führt zum Siegeszug. Wenn du also wählen musst zwischen einem Siegeszug und einem schönen Zug und du das schöne Spiel vorziehst, ist klar, dass du es nie an die Spitze schaffen wirst. **Dabei hatten Sie beste Voraussetzungen: Sie haben ein fotografisches Gedächtnis.**

Was nicht immer hilfreich ist. Ich kann mein Hirn schwer abstellen, selbst im Schlaf habe ich Musik im Kopf und höre nicht auf zu analysieren.

Erklären Sie uns Normalsterblichen, wie das funktioniert, wenn Sie ein neues Stück einstudieren.

Ich überfliege die Partitur wie ein Scanner, aber ich muss mich zwingen, es sorgfältig und in hoher Auflösung zu tun. Es reicht nicht aus, einfach zu memorieren, du musst dich fragen, warum der Komponist dieses Crescendo oder jene Note gesetzt hat. Du musst in das Hirn des Komponisten vordringen und das Stück aus ihm heraus verstehen.

Sie sind eine Art Sherlock Holmes für klassische Meisterwerke?

Sozusagen. Ich suche nach Spuren und Motiven für seine Tat. Aber man muss aufmerksam bei der Sache sein. Und schnell arbeiten. Komponisten waren ja meist sehr produktive Menschen. Bach zum Beispiel. Wollte man seine Musik kopieren, würde es länger dauern, als er selbst gelebt hat. Es ist verrückt. Musik ist wie eine Rede, sie ist oratorisch. Und es gibt Leute, die komponieren, als ob sie sprechen würden.

Gibt es einen Komponisten, der Ihrem Hirn zu komplex ist?

Ja, es gab Momente bei Ferruccio Busoni, wo ich das Gefühl hatte, nicht korrekte Noten zu lesen. Aber wenn du ihn lange genug studierst, kannst du ihn knacken.

Wie behalten Sie Ihr Repertoire?

Wie ein Computer – wenn es einmal auf der Harddisk abgespeichert ist, kann ich es immer wieder aufgreifen.

Und wenn ich Sie morgens um drei Uhr wecken und auffordern würde, Prokofjew zu spielen?

Dann würde ich mich hinsetzen und spielen. Dieses Jahr machte ich ein Experiment, ich fragte das Publikum, was es gerne hören möchte. Eine Art demokratisches Wunschkonzert. Aber ich war schnell frustriert, weil die Wünsche sehr voraussehbar waren.

Die Pianisten gelten als ziemlich eitle Musiker. Tauschen Sie sich eigentlich ab und zu aus mit anderen Berufskollegen?

Nein. Orchestermusiker sind abhängig voneinander. Das Cello zum Beispiel muss

sozial sein, es hängt von allen anderen ab. Wir Pianisten hingegen sind einsame Jäger. Wir jagen allein in der Nacht und teilen unsere Beute mit niemandem – ausser mit dem Publikum.

Auf Youtube erfinden Sie sich immer wieder neu. Einmal schnallen Sie sich eine Go-Pro-Kamera um und spielen in einem düsteren Konzertsalkeller Beethoven auf einem Steinway – ohne Stuhl. Dann sieht man Sie Chopin spielen, während draussen vor der Tür Hurrikan «Irene» tobt. Oder Sie lassen sich sieben Tage lang rund um die Uhr beim Üben filmen ...

«Ich übe vierzehn Stunden pro Tag, warum sollte ich das immer für mich allein tun?»

... 40 000 Menschen haben mir nonstop dabei zugehört ...

Oder Sie filmen einen Roadtrip mit ihrem Flügel von Baltimore bis nach Florida ...

... wir brauchten das Ding, um am Strand «The Heart Asks Pleasure First» aufzuzeichnen, eine Hommage an Michael Nyman, den Komponisten der Filmmusik von «Das Piano».

Haben Sie den Film gesehen?

Ja. Ich fühlte eine Art Verbindung zu der Hauptdarstellerin Ada, gespielt von Holly Hunter.

Wie Ada haben auch Sie Ihrer Heimat den Rücken gekehrt, um auf einem fremden Kontinent ein neues Leben aufzubauen.

Nicht deswegen, sondern weil sie taub ist. Ada sprach nicht mit Worten, sondern durch ihre Musik. Auch ich konnte lange nicht sprechen, ich war extrem scheu. Mein Mu-

siklehrer warf mit Notenheften um sich, aber ich brachte kein Wort aus mir heraus. Heute gibt es dafür bestimmt einen Namen, aber damals war ich einfach etwas seltsam. Ich hatte eine Art von selektivem Mutismus. Wenn sie mich etwas fragten, schwieg ich. Nicht, weil ich nicht sprechen wollte, sondern weil ich nicht konnte. Später im College konnte ich immer noch keine normale Konversation führen, also trug ich in meiner Tasche einen Zirkel, und jedes Mal, wenn ich angesprochen wurde, stach ich mir ins Bein. So brachte ich wenigstens ein paar Worte hervor.

Heute sprudeln Sie wie ein Wasserfall und stecken mit Ihrem Lachen Millionen Menschen an! Wie haben Sie Ihr Schweigen besiegt?

Indem ich mein Leben dem Publikum offenlegte und begann, mit ihm zu reden. Ich gastiere in den grössten Konzertsälen von Seoul über Berlin bis Los Angeles, aber dazwischen spiele ich auf der Strasse, in Kinderkrippen und Bahnhöfen. Nicht nur mein Spiel, sondern auch mein Üben teile ich mit allen. Ich übe vierzehn Stunden pro Tag, warum sollte ich das immer für mich allein im stillen Kämmerlein tun?

Vierzehn Stunden, das ist harte Arbeit.

Ach was! Klavierspielen ist einfach, aber heute müssen Musiker so tun, als würden sie Schwerarbeit verrichten. Je mehr man dabei schwitzt, desto härter scheint man zu arbeiten. Darum sieht man heute so viele Musiker, die schwitzen wie ein Sturzbach. Dasselbe mit den Dirigenten. Einmal nach der Vorstellung eines seiner Stücke umarmte Johann Strauss den Dirigenten. Als er dabei feststellte, dass dessen Achselhöhlen total durchnässt waren, sagte er indigniert: «Amateur!» Strauss selbst hatte nie einen Tropfen Schweiß auf der Stirn. Auch Horowitz hat man nie schwitzen gesehen, sein Einstecktuch diente einzig der Zierde. Klavierspielen ist nichts Physisches. Leider, es wäre praktisch, wenn man beim Üben ein paar Pfunde verlieren könnte.

Was ist die nächste Herausforderung – ausser der 100-Millionen-Klicks-Marke auf Youtube?

Ich will meine Musik in jene Ecken der Welt bringen, wo Musiker aus politischen Gründen nicht hinfahren oder weil es zu wild ist.

Nach Syrien oder Nordkorea zum Beispiel?

Warum nicht? Oder zu diesem Flüchtlingsmädchen im Libanon. Oder in die Ukraine, wo es in vielen Konzertsälen keine vernünftige Heizung gibt und das Publikum in Decken eingehüllt zuhört. Ich habe nie in der Ukraine gespielt, seit ich mein Land 1992 verlassen habe. Die Stimmung scheint ziemlich mies dort im Moment. Vielleicht ist jetzt die Zeit gekommen, nach Hause zu gehen.





Recht auf Umtausch: Anti-Glamour-Fotografie von Viviane Sassen.



Stil & Kultur

Die flambierte Frau

Von Daniele Muscionico

La vie en rose, und die Bordüren in Gänse-Graugrün. «Tarnname Chamäleon» heisst der imaginierte Untertitel zu diesem bestrickenden Strick vor flambiertem Himmel. Man weiss nicht, wo das Model steht, doch man darf sich gerne allerlei imaginieren. Die alten, verwitterten Steine: «Eine prima Burgruine», denkt sich der Romantiker. Und der praktizierende Pragmatiker stellt sich dazu Findlinge auf freiem Feld vor. Das gespenstische Gespinst im botanischen Bildhintergrund? Es setzt dem Naturerlebnis das i-Tüpfelchen der Verfremdung auf, die eine Modefotografie zur Kunstfotografie adelt: zu einer Arbeit der niederländischen Fotografin Viviane Sassen.

Viviane Sassen, es gibt wenige Frauen ihrer Generation in Europa, deren Karriere so glaubwürdig in zwei Himmelreiche geführt haben; in das der Mode und in das der Kunst. Dabei ist das Prinzip Sassen erdenklich einfach: Nimm die Frau als Utensil. Nimm die Frau als Collage oder als Puzzle – denn das ist sie ja auch. Die Frau als Spielart und Machart aus beliebigen Variablen, frei änderbar und mit Recht auf Umtausch.

Viviane Sassen zeigt den Glamourkampagnen in der Modewelt die kalte Schulter und setzt viel zu schmal Schulterige Damen mit uneleganter Handstellung im Nirgendwo aus. Ist das chic? Ist es nicht. Und auch trotz des Tricks, die Frisur als Botanik weiterwachsen zu lassen, gewinnt die Mode, um die es hier ja geht, keinen Preis. «No fashion, please!», denkt sich das Model hinter seiner hohen Stirn. Und plant, als Tarnfarbe nächstens jene des Himbeerhimmels anzunehmen.

Viviane Sassen ist immer für Überraschungen gut. Das zeigt die erste grosse Retrospektive ihrer Modefotografie, die im Fotomuseum Winterthur zu sehen ist. Die Ausstellung ist eine Zusammenarbeit des Fotomuseums mit dem Huis Marseille in Amsterdam, und Sassen hat entscheidend mitgewirkt. «In and Out of Fashion» ist aber viel mehr als eine Museumsausstellung, die Bilder mit dem Rücken zur Wand ruhigstellen will. Sassen ist zu originell, um nicht Originelles zu inszenieren: einen Laufsteg zum Beispiel, simuliert durch eine Projektion. Denn Simulation ist das Stichwort. Um nicht zu sagen, Scheinsimulation. Ich simuliere, also bin ich: ein Modell, ein *fashion junkie*, ein *fashion victim*. Ein Opfer meines Dranges, irgendetwas darstellen zu wollen. Bedeutung und tieferen Sinn. Bloss nicht mich selber.

In and Out of Fashion: Fotomuseum Winterthur. Ab 13. Dezember. Katalog im Prestel-Verlag.

Schattiges Tal, glamouröse Welt

Über Generationen haben sich die Giacomettis nur mit Bergellern vermählt – und mehrere Künstler von Weltrang hervorgebracht. Die Geschichte einer ausserordentlichen Familie. *Von Rico Bandle*

Sie steigerten sich in einen Rausch an dem Mittwochabend im Februar 2010. Vier anonyme Kaufwillige am Telefon und zwei im Saal des Auktionshauses Sotheby's in London trieben den Preis im Eiltempo nach oben; der untere Schätzpreis von zwölf Millionen Pfund war in Windeseile überschritten, der obere folgte kurz darauf – 18 Millionen. Der Bietkampf setzte sich über unendlich lange acht Minuten fort, erst bei schwindelerregenden 65 Millionen Pfund oder 110 Millionen Franken fiel der Hammer. Es handelte sich um das teuerste je an einer Auktion gehandelte Kunstwerk – eine Sensation. Wenige Tage später sickerte durch, wem «L'homme qui marche I» so viel Geld wert war: Bei der anonymen Giacometti-Liebhaberin am Telefon handelte es sich um Lily Safra, die milliarden schwere Witwe des libanesischen Bankiers Edmond J. Safra.

Der Künstler, der bei Vermögenden jegliche Vernunft ausser Kraft zu setzen vermag, stammt aus einer Umgebung, die kaum weiter entfernt von jener glamourösen Welt des Hochfinanz liegen könnte, die ihn so liebt: dem Bergell, jenem abgelegenen Schweizer Bergtal, das drei Monate im Jahr im Schatten liegt. Hier lebte eine überaus begabte Grossfamilie, in der gleich sechs Mitglieder als Künstler und Wissenschaftler nationales und internationales Ansehen erlangten.

Als steuere man auf einen Abgrund zu

Innerhalb von zwei Generationen Giacometti ballt sich ein Talent von seltenem Ausmass: Deutschland hat die Schriftstellerfamilie Mann, Österreich die Musikerfamilie Strauss – und wir haben die Giacomettis.

Seit vierhundert Jahren ist die Familie im Bergell ansässig: Über Generationen hat sie sich zur Wahrung von Besitz fast ausschliesslich mit Geschlechtern aus demselben Tal vermählt. Wie konnte ausgerechnet diese Familie eine solche Begabung entwickeln?

Fährt man vom lichterfüllten Hochplateau des Oberengadins mit seinen spiegelnden Seen über die kurvige Passstrasse des Maloja in das Bergell hinunter, so wirkt es, als steuere man auf einen Abgrund zu. Dass die Bergeller Familien in dieser wunderschönen, aber rauen Landschaft zusammenhalten mussten, erstaunt nicht. Ebenso, dass sie ihr Blickfeld bis weit über die Tal- und Landesgrenzen ausdehnen mussten, um zu überleben. Da eine wichtige Alpentransitroute durch das Tal führt, stand man in ständigem Kontakt mit Auswärtigen.

Und während Jahrhunderten zogen Bergeller in die Welt hinaus, um in der Fremde ihren Lebensunterhalt zu verdienen, vor allem als Zuckerbäcker. «Die Bergeller sind weltgewandt, aber nicht weltoffen», charakterisiert Marco Giacometti, Präsident der Fondazione Centro Giacometti und entfernter Verwandter der Künstlerfamilie, die Talbewohner.

Die Giacometti-Männer vermählten sich über Generationen hinweg bevorzugt mit Frauen aus dem Stampa-Clan – jener Familie, die dem grössten Ort im Bergell ihren Namen gab. Das ergibt eine verzwickte Familiensituation (siehe Stammbaum S. 70): So war beispiels-

«Die Bergeller sind weltgewandt, aber nicht weltoffen.»

weise der Maler Giovanni Giacometti, Vater des berühmten Plastikers Alberto, mit Annetta Stampa verheiratet. Deren Schwester Cornelia Stampa war die Ehefrau von Zaccaria Giacometti, dem Vater des gleichnamigen Staatsrechtlers. So kommt es, dass der Staatsrechtler für Alberto mütterlicherseits ein Cousin ersten Grades und väterlicherseits ein entfernter Onkel war.

Der junge Giovanni Giacometti, der im Tal wegen seiner Hingabe zur Malerei als Sonderling angesehen wurde, hatte das Glück, musisch interessierte Eltern zu haben. Sie, die in Stampa ein Hotel führten, ermöglichten ihm 1886 trotz bescheidenen finanziellen Mitteln ein Kunststudium in München. Unter den Mitstudenten befand sich ein anderer Schweizer, der sein engster Freund werden sollte: Cuno Amiet, der später mit Hodler, Segantini und Giacometti zur grossen Schweizer Malergeneration gehören sollte.

Nach zwei Jahren entschieden Amiet und Giacometti, das Studium in München abzubrechen, um es in der aufregendsten Künstlermetropole jener Zeit fortzusetzen: Paris. Die beiden Schweizer wohnten zusammen, bis Giovanni wegen finanzieller Schwierigkeiten der Eltern vor Studienabschluss die Weltstadt verlassen musste. Er, der so sehr von dieser Weltstadt geschwärmt hatte, kehrte zurück ins archaische Tal, wo er ein Leben lang blieb.

Um das Licht und die Farben einzufangen, die seine Bilder so einzigartig machten, hielt sich Giovanni oft in Maloja auf. Dort pflegte er eine enge und fruchtbare Künstlerbeziehung zu seinem Namensvetter Giovanni Segantini.



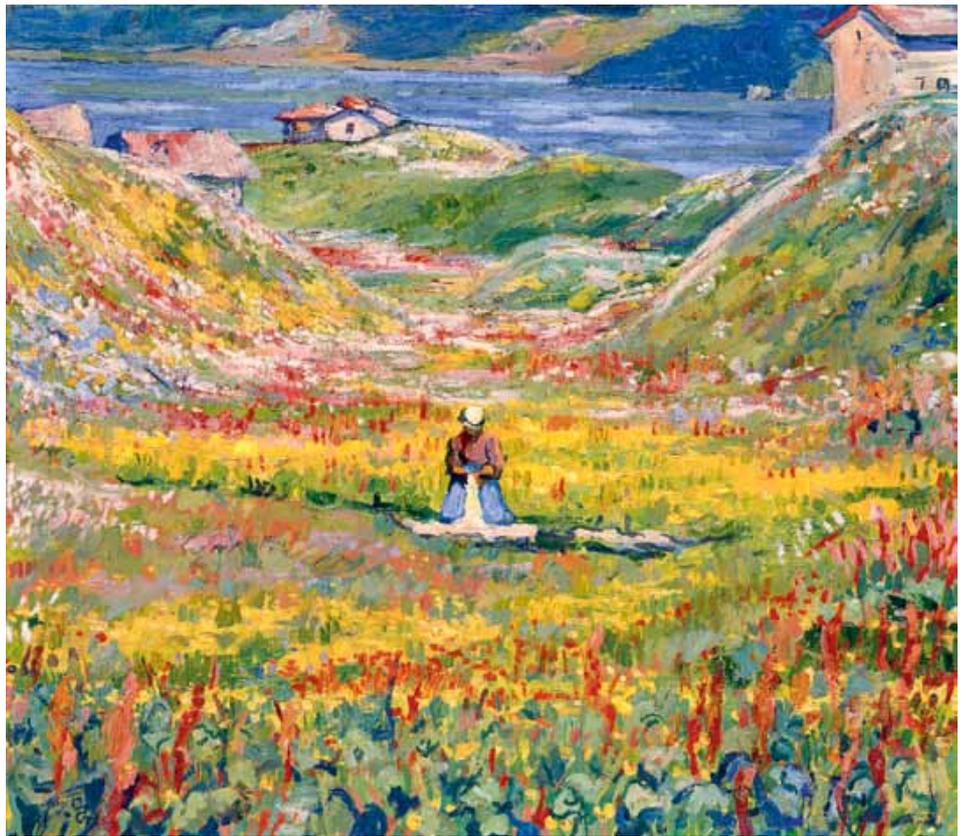
Zeit seines Lebens Bergler: Alberto Giacometti

Auch mit anderen führenden Schweizer Malern stand er in engem Kontakt. Cuno Amiet wurde Götts (Pate) seines ältesten Sohnes Alberto, Ferdinand Hodler der seines jüngsten Sohnes Bruno. Wobei Hodler sein Patenkind ein Leben lang nie besucht hat, dafür immer solch grosszügige Geschenke schickte, dass die Ankunft seiner Pakete für alle Kinder im Dorf ein mit Spannung erwartetes Ereignis war.



in Stampa, Winter 1964.

Nur auf einen Künstler war Giovanni nicht gut zu sprechen – jenen, der ihm eigentlich am nächsten stehen sollte: Augusto Giacometti, sein Cousin zweiten Grades, der ebenfalls in Stampa gewohnt hatte, bevor er sich in die Welt aufmachte. Augusto, vor allem bekannt durch seine Glasmalereien, unter anderem im Zürcher Grossmünster, lebte in einer anderen gedanklichen und künstlerischen Welt. Cuno



Lichterfülltes Hochplateau: «Blühende Wiesen bei Maloja» von Giovanni Giacometti (1912/1924).



Talent von seltenem Ausmass: Geschwister Diego, Otilia, Bruno, Alberto, 1911.

Amiet, der mit beiden befreundet war, hatte beim ersten Besuch im Bergell schon anhand der Bilder sofort gemerkt, dass die beiden «nicht gleichen Sinnes» waren: «Giovanni, frisch und mutig und kühn und sprühend der Natur auf den Leib rückend, Augusto mit Bedacht, doch kühn und mutig auch, seine Linien führend, seine Flächen mit ungemischter Farbe füllend.» Das war noch freundlich formuliert:

Für den Avantgardisten Giovanni war Augustos Kunst schlicht zu dekorativ, auch zwischenmenschlich waren die beiden nicht kompatibel – man ging einander aus dem Weg.

Die vier Kinder Giovanni Giacomettis wuchsen in einem Umfeld auf, in dem die Kunst eine obsessive Rolle einnahm. «So wie unsere Freunde die Schafe hüten mussten, waren wir verpflichtet, dem Vater Modell zu sitzen. Das Leben



Sonderling: Vater Giovanni mit Staffelei.

spielte sich vor allem in seinem Atelier ab», sagte einmal der jüngste Sohn Bruno. Alberto stach schon damals heraus: Er blieb länger als alle anderen im Atelier, beobachtete genau seinen Vater. Sosehr der Vater seinen Weg als Künstler vorzeichnete, so eng war die Beziehung zu seiner Mutter, einer dominanten Persönlichkeit. Sie blieb bis zu ihrem Tod 1964 die wichtigste Person in seinem Leben.

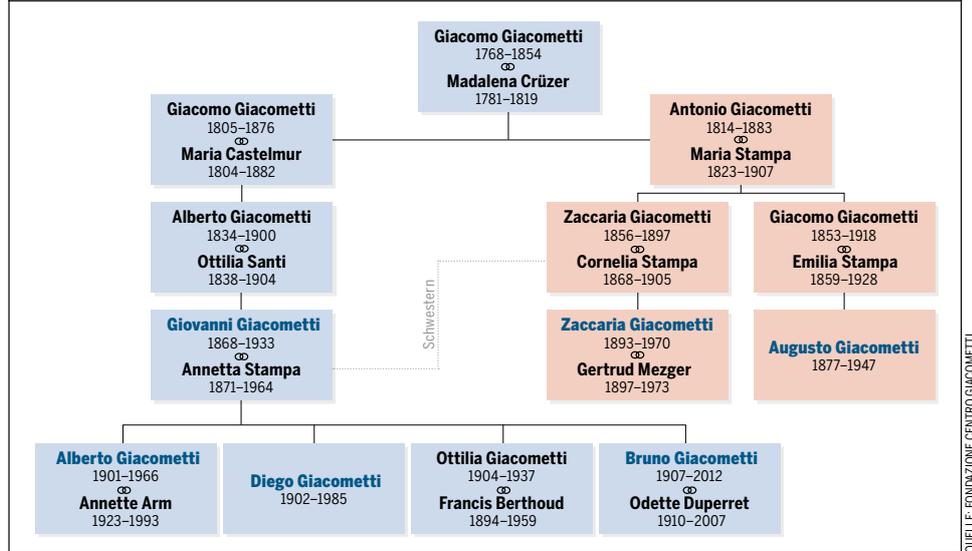
Der Künstler und die Prostituierten

Als Alberto 1922 an die Kunstakademie nach Paris ging, schrieb er der Mamma fast täglich einen Brief. Und selbst als er in der französischen Hauptstadt längst zu den arriviertesten Künstlern gehörte, kehrte er jedes Jahr für mehrere Wochen ins Bergell zur Mutter zurück. Dass die in der Heimat entstandenen Werke zugänglicher und farbiger waren als jene aus Paris, dürfte auch mit ihr zu tun haben: Er wollte ihr um jeden Preis gefallen, war ihr völlig ergeben. Wie weit das ging, schilderte sein Bruder Bruno 2001 dem *Spiegel*. Die Mutter habe sich einmal beschwert, dass seine Figuren zu dünn, die Bilder zu grau seien. Alberto habe sich entschuldigt: «Ich gebe mir ja Mühe, die Skulpturen dicker werden zu lassen, und fange jedes Bild mit einer farbigen Palette an. Aber zum Schluss kommt immer wieder dasselbe heraus.»

Das, nach dem er in seiner Kunst wirklich strebte und was ihn auch zu einem der bedeutendsten Künstler des 20. Jahrhunderts machte, hat er gegenüber der Mutter wohl nie zu äussern gewagt: Ihn interessierte weniger die äussere Form der Geschöpfe, sondern das, was den Menschen ausmacht, losgelöst von der Materie.

In Paris bezog er ein winziges Atelier, aus dem er auch nicht auszuziehen gedachte, als er Ruhm und Wohlstand erlangte. Es schien, als wollte er das Gefühl der Talenge, der Höhle, in der er als Kind so gerne gespielt hatte, in die

Die Künstlerfamilie Giacometti



Verzwickte Familiensituation: die Stampas und die Giacomettis.

Weltstadt mitnehmen. Er arbeitete meist die ganze Nacht, stand immer erst um ein Uhr nachmittags auf, rauchte täglich achtzig Zigaretten, ernährte sich hauptsächlich von Kaffee und hartgekochten Eiern. Oft verkehrte er mit Prostituierten; das änderte sich auch nicht nach der Heirat mit der zwanzig Jahre jüngeren Lehrerstochter Annette, seinem Lieblingsmodell. Der Umgang mit Annette war schroff. Als sie endlich eine grössere Wohnung erwarb, um aus dem armseligen Atelier herauszukommen, weigerte er sich mitzukommen.

Alberto war ein Besessener, getrieben von Phobien, die ihn quälten, seit er als Jüngling hautnah den Tod eines Mannes miterleben musste. Seine Beschreibung der Leiche könnte auch auf eine seiner Skulpturen zutreffen: «[...] seine Glieder skelettartig mager, wie abge-

trennt, weit weg, entfernt, vom Körper verlassen». Eine Person gab ihm den nötigen Halt in seinem Leben: sein Bruder Diego, der mit ihm in der mönchszellenartigen Kammer wohnte. Diego ordnete sich seinem Bruder gänzlich unter und führte alle Arbeiten aus, um die sich dieser nicht selber kümmern wollte. Zum Beispiel das Giessen der Skulpturen. Manchmal rettete Diego auch Werke, die Alberto in seinem Wahn zerstören wollte. Ohne Diego – selbst ein begnadeter Kunsthandwerker und Möbeldesigner – wäre der grosse Künstler Alberto Giacometti nicht denkbar gewesen.

1965 widmete das weltweit bedeutendste Museum für moderne Kunst, das Museum of Modern Art in New York, dem Schweizer Künstler eine grosse Retrospektive. Es war so etwas wie der Karrierehöhepunkt für Alberto. Für



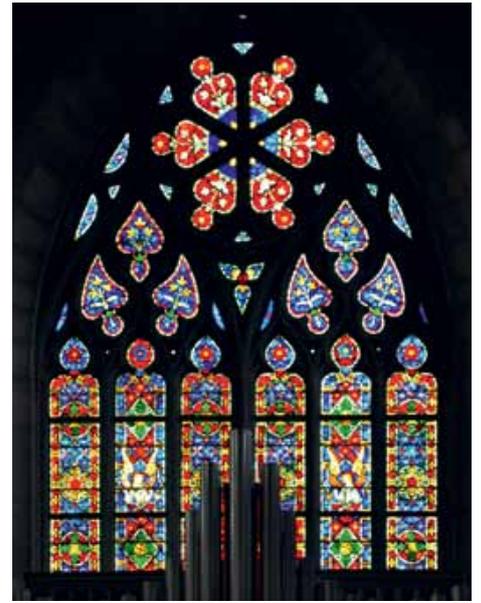
Von Phobien besessen: Alberto in seinem Atelier in Stampa beim Modellieren seiner Frau.



Im Dienste des Bruders: Diego.



Bekannt durch seine Glasmalereien: Augusto.



Giacometti-Fenster im Zürcher Grossmünster.

einmal, so die Überlieferung, habe der zweifelnde Künstler so etwas wie Stolz empfunden. Derweil ging auch sein jüngster Bruder Bruno in Zürich erfolgreich seinen Weg. Der Architekt hatte den Schweizer Pavillon an der Biennale von Venedig 1951 entworfen und konnte verschiedene Grossprojekte erstellen: Schulhäuser, Spitäler, Wohnbauten. In seiner Heimat, im Bergell, baute er das Schulhaus in Stampa und die Angestelltensiedlung der Albigna-Kraftwerke.

Auch Diego, der Assistent Albertos, war kreativ tätig: Er entwarf Möbel und Skulpturen. Doch erst nach Albertos Tod konnte er sich so richtig seiner eigenen Karriere widmen. Eine Werkgruppe von ihm ist heute noch in der «Kronenhalle»-Bar in Zürich zu bewundern, und die Möbel und Beleuchtungselemente im 1985 eröffneten Pariser Picasso-Museum stammen von ihm.

Bruno Giacometti, der als letzter der Geschwister 2012 starb, kümmerte sich nach seiner Pensionierung intensiv um Albertos Nachlass, gab dabei auch viel preis über die Abgründe und Triebkräfte seines Bruders, zum Beispiel im lesenswerten Buch «Bruno Giacometti erinnert sich» (Scheidegger & Spiess, 2009). Dort schildert er, wie Alberto am Tag seines Todes im Kantonsspital Chur noch die Scheidung von Annette in die Wege zu leiten versuchte. Der schwerkranke Künstler wies Bruno an, Annette umgehend auszuzahlen: «Er bat mich, in seinem Namen das Geld von der Bank abzuheben. Ich antwortete ihm, dass ich das Geld am anderen Tag beschaffen könne.» Schon einige Tage vorher hatte er seinem langjährigen New Yorker Freund und Kunsthändler Pierre Matisse (Sohn des Künstler Henri Matisse) gesagt: «Ich will nicht, dass Annette irgendetwas in die Hände bekommt.» Die Bemühungen kamen zu spät. In der Folge

kämpfte Bruno jahrzehntlang um das Erbe, er wehrte sich vehement aber erfolglos dagegen, dass die Witwe den Nachlass in eine eigene Stiftung integrierte. Heute ist der Streit beigelegt. «Die Pariser Stiftung kümmert sich in vorbildhafter Weise um die Dokumentation, Forschung und den Kampf gegen Fälschungen», sagt Marco Giacometti von der Fondazione Centro Giacometti in Stampa.

Am Tag seines Todes versuchte Alberto die Scheidung von Annette in die Wege zu leiten.

Das Begräbnis Albertos am 15. Januar 1966 in der Kirche San Giorgio in Borgonovo bei Stampa wurde zu einem denkwürdigen Spektakel. Viele Persönlichkeiten aus Paris und den USA waren ins Bergell gereist, Bundesrat Hans-Peter Tschudi hielt eine Ansprache. Die Temperatur betrug 22 Grad unter null, die überfüllte Kirche hatte keine Heizung, die talfremden Gäste waren nicht vorbereitet auf die Kälte und trugen mehrheitlich leichte Schuhe. «Der Pfarrer wollte einfach nicht aufhören und donnerte auf die Gemeinde los, was wir auf dieser Welt alles schlecht machen – im Nachhinein war es ganz lustig», so die Erinnerung des Fotografen und Giacometti-Freundes Ernst Scheidegger. Sich frühzeitig davonzuschleichen, war unmöglich, zu gross war das Gedränge.

Die berühmten Giacomettis sind heute alle vereint auf dem Friedhof San Giorgio beerdigt: Vater Giovanni, seine Söhne Alberto, Diego und Bruno sowie Augusto und der Strafrechtsprofessor Zaccaria. Eine Gedenktafel erinnert an Giovannis einzige Tochter Ottilia, die im Alter von 33 Jahren bei der Geburt ihres ersten Sohnes Silvio verstorben ist. Begraben ist sie an ihrem letzten Wohnort in Genf.

Eine besondere Mischung von Bergeller Eigenheiten bildete den Nährboden für diese Bergeller Ausnahmefamilie. Marco Giacometti fasst sie in fünf Adjektiven zusammen: italienischsprachig, reformiert, strebsam, gebildet, weltgewandt.

Intimer Rückzugsort

In gewissem Sinne stehen die Giacomettis für die ganze Schweiz: Da sind eine geistige Offenheit und eine internationale Ausrichtung, zugleich bleibt man den heimatlichen Werten treu; man pflegt eine kritische Haltung gegenüber dem eigenen Land, bleibt ihm aber tief verbunden. Insbesondere Alberto ist immer ein Bergler geblieben, als Mensch, als Künstler.

Auch dass sich die eigene Umgebung schwer tut, ihre grossen Talbewohner zu würdigen, passt zur Schweiz. Die Fondazione Centro Giacometti hat sich zum Ziel gesetzt, im Bergell ein Dokumentations- und Kulturzentrum zum Wirken der Künstlerfamilie aufzubauen, stösst aber auf Widerstand. «Einige Leute im Tal fürchten ein Giacometti-Disneyland, andere finden es nicht richtig, dass man eine einzelne Familie dermassen hervorhebt», sagt Marco Giacometti. «Aber wir werden uns finden.» Dass man es mit der Vermarktung der Künstlerfamilie nicht übertreiben sollte, darüber sind sich alle einig. Schliesslich zog es Alberto aus drei Gründen immer wieder ins Bergell: Wegen des Schattens, der Mamma – und vor allem wegen der Eignung des Tals als intimer Rückzugsort.

Marco Giacometti (Hrsg.): Die Giacomettis. Eine Künstlerdynastie. Salm-Verlag. 276 S., Fr. 48.–

Lesen Sie nächste Woche: **Zaccaria Giacometti**, ein unerbittlicher Verteidiger von Verfassung und Rechtsstaat.

Bestseller

Belletristik

- 1 (3) **Lukas Bärfuss:** Koala (*Wallstein*)
- 2 (1) **Jo Nesbø:** Der Sohn (*Ullstein*)
- 3 (2) **Paulo Coelho:** Untreue (*Diogenes*)
- 4 (5) **Lori Nelson Spielman:** Morgen kommt ein neuer Himmel (*Fischer Krüger*)
- 5 (6) **Ken Follett:** Kinder der Freiheit (*Bastei Lübbe*)
- 6 (4) **Graeme Simsion:** Der Rosie-Effekt (*Fischer Krüger*)
- 7 (7) **Sebastian Fitzek:** Passagier 23 (*Droemer/Knaur*)
- 8 (10) **Franz Hohler:** Der Autostopper (*Luchterhand*)
- 9 (–) **Robert Galbraith:** Der Seidenspinner (*Blanvalet*)
- 10 (–) **Weihnachtsgeschichte – von Klaus Schädelin bis Pedro Lenz** (*Cosmos*)

Sachbücher

- 1 (3) **Pascal Voggenhuber:** Zünde dein inneres Licht an (*Giger*)
- 2 (2) **Guinness World Records 2015** (*Hoffmann und Campe*)
- 3 (1) **Giulia Enders:** Darm mit Charme (*Ullstein*)
- 4 (5) **Philipp Oehmke:** Die toten Hosen (*Rowohlt*)
- 5 (6) **Guido M. Kretschmer:** Eine Bluse macht noch keinen Sommer (*Edel*)
- 6 (4) **Hape Kerkeling:** Der Junge muss an die frische Luft (*Piper*)
- 7 (7) **Karoline Arn:** Elisabeth de Meuron von Tscharnher (1882–1980) (*Zytglogge*)
- 8 (–) **Martin Werlen:** Heute im Blick (*Herder*)
- 9 (–) **Stefan Klein:** Träume (*Fischer*)
- 10 (9) **Rolf Dobelli:** Fragen an das Leben (*Diogenes*)

Quelle: SBVV/Mediacontrol

Apropos: Erdogan

Der türkische Präsident Erdogan hat Balsam in wunde muslimische Seelen geträufelt, als er vor einigen Wochen der staunenden Welt mitteilte, dass Amerika nicht von Kolumbus entdeckt worden sei, sondern – exakt 314 Jahre früher – von Muslimen. Hobbyhistoriker Erdogan steht in einer grossen Tradition: Sein Vorgänger Atatürk war sicher, dass Türken die Neue Welt entdeckten – und belegte es etymologisch. Als sich der türkische Entdecker durch den Dschungel ans Ufer des Amazonas vorgekämpft und den Fluss erstmals gesehen habe, da habe er ausgerufen: «Ama uzun.» Zu Deutsch: «Der ist aber lang.» Und so, liebe Kinder, kam der Amazonas zu seinem Namen. (ky)

Literatur

Irr- und Glücksfahrten

Hans Magnus Enzensberger hält sich selbst den Spiegel vor. Aus einem Bündel vergilbter Blätter, die er gefunden hat, rekonstruiert er das eigene Leben. Von Pia Reinacher

Beim Wühlen und Wiederlesen der vergessenen Aufzeichnungen sind Hans Magnus Enzensberger Erinnerungsblasen aus seinem kühnen, oft halsbrecherischen, jedenfalls nie langweiligen Leben aufgestiegen. Auf der Grundlage dieser Dokumente hat er eine zusammengestückelte Autobiografie geschrieben, die in einem ersten Teil die Begegnung mit Russland und die unglückliche *Amour fou* mit seiner späteren Frau Mascha erzählt, im zweiten Teil in Form eines Selbstgesprächs die wilden sechziger Jahre kommentiert und in einem dritten Teil unter dem Titel «Danach» private und historische Glanzpunkte und Niederlagen herausgreift und aus der Sicht des heute 85-Jährigen kommentiert.

Dass Enzensbergers Irr- und Glücksfahrten schon früh kreuz und quer durch die ganze Welt führten, beweist der Einband: bläulich verschwommene Nachdrucke aus seinem Pass mit Visastempeln aus Kambodscha, Russland, Kuba und London – alles Stationen seines Lebens. Hans Magnus Enzensberger war schon früh ein globalisierter Nomade, aber auch ein Getriebener, Suchender, ein Neugieriger, der oft mehr zufällig als gezielt in fremden Ländern landete. In Deutschland lebte er jedenfalls nicht so oft, wie man annehmen könnte.

Es lohnt sich, dieses Buch von hinten nach vorne zu lesen. Denn im letzten, scheinbar unspektakulärsten Teil kommentiert Enzensberger aus der geläuterten, oder soll man sagen: kompromisslosen Sicht des inzwischen zu einer Instanz gewordenen Intellektuellen sich und seine Weggefährten. Früher war er der waghalsige Springinsfeld. Heute ist er der nachdenkliche Grandseigneur, der alles auch etwas anders sehen kann. Das ist schon deshalb spannend, weil es nicht mehr so viele Augenzeugen gibt, die mit authentischen Erinnerungen an die Zeit vor fünfzig Jahren aufwarten und damit manches Klischee korrigieren können.

Streit vor prächtiger Tourismuskulisse

Geradezu entlarvend amüsant sind manche Begegnungen, etwa jene mit dem Soziologen und Philosophen Herbert Marcuse, einem kritischen Geist, der den Kapitalismus mit Marx als die ultimative Krise des menschlichen Wesens sah. Und wo trifft Enzensberger diesen Marcuse? Natürlich im «Grand Hotel Kronenhof» in Pontresina, schon damals eines der teuersten Häuser des Oberengadins und damit leuchtendes Beispiel des grossbürgerlichen Vollkapitalismus. In der Hotelhalle im Patrizi-

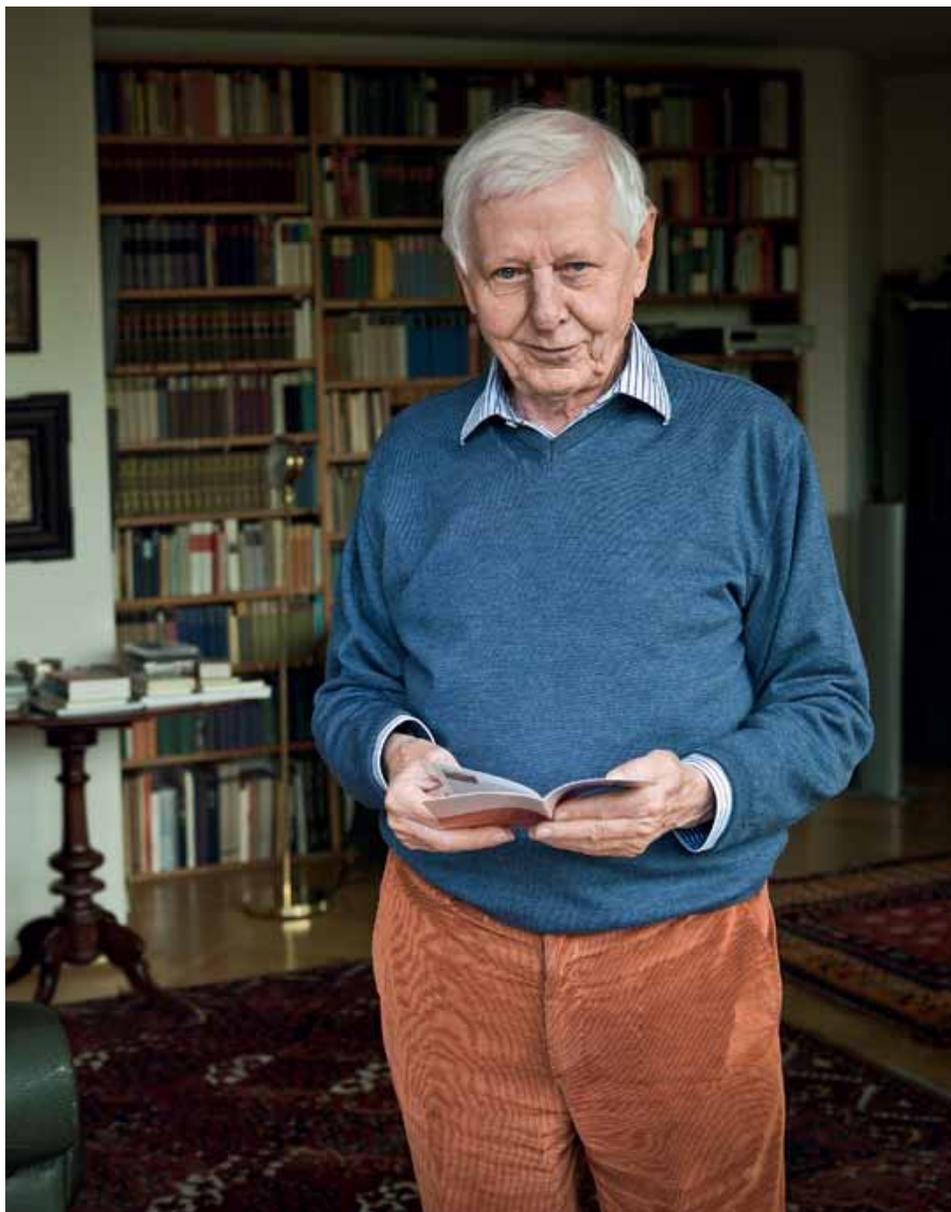
erstil mit den weichen, purpurroten Sofas, im warmen Licht der Kristalllüster, zu den säuselnden Klängen des Barpianos werden – wie Marcuse das so schön als tiefstes Wesen des Kapitalismus beschrieb – in der Tat «Wesen» und «Existenz» auseinandergetreten und der Mensch «sich entfremdet» gewesen sein. Hypokrisie öffentlicher Personen ist immer lustig, auch Jahrzehnte später. Enzensberger beschreibt den Schweizer Luxus als schlicht, solide und unerbittlich. Auf den Spaziergängen durch die Hochalpen geraten die beiden allerdings angesichts von Fragen zur Herrschaft des Proletariats aneinander – vor prächtiger Tourismuskulisse.

Selbstkritisch ist auch, was Enzensberger unter dem Stichwort «faux frais» notiert: dass viele sogenannte revolutionäre, die Herrschaft stürzen und die Fantasie an die Macht bringen wollende Achtundsechziger später komfortable Karrieren als unkündbare und pensions-

Die Pfarrerstochter Ensslin sei eine Waffen- und Klamottenfetischistin gewesen.

kassenberechtigte Professoren, Beamte, Wirtschaftsgrößen oder Minister gemacht haben, ist das eine. Enzensberger redet jetzt aber von den unzähligen naiven Bewunderern und Mitläufern, die deren selbstische Kampfansagen für bare Münze nahmen und in Drogensumpf, Gefängnis oder Psychiatrie endeten. Niemand nenne deren Namen. Auf dem Rückzug, der für ihn eher ein Gewinn an Freiheit sei, denke er, der einen Rest von Komplizentum mit den Achtundsechzig nicht bestreite, heute oft an die Verlierer. Den Hilfsarbeiter Bachmann, der wegen versuchten Mordes zu sieben Jahren verurteilt wurde und sich in der Zelle erhängte. Oder an Rudi Dutschke, den Bachmann töten wollte und der Jahre später in der Badewanne ertrank. Radikalismus kenne keine Barmherzigkeit.

Diese kleinen Sprengsätze im letzten Kapitel machen den innersten Kern des Buches aus. Dazu gehört auch der Abgang auf seine turbulente Ehe mit der Russin Mascha, die er 1966 auf einem Kongress des sowjetischen Schriftstellerverbandes in Baku kennenlernte. Sie war 23, er war 36. Beide sahen das Zusammentreffen, das später in beinahe tödlichen Auseinandersetzungen endete («Ich hätte sie oft erwürgen können»), als Schicksal. Nach zwei Scheidungen heirateten sie. Glücklicherweise werden sie nicht. Hinter



Kleine Sprengsätze: Grandseigneur Enzensberger.

ihrem feurigen Auftreten verbergen sich Einsamkeit, Unglück und Versagen. Bereits nach ein paar Jahren folgt die Trennung – und Enzensberger erinnert sich an seine einstige strahlende Geliebte, die im Selbstmord endete, mit dem bössartigen Satz, dass es auf beiden Seiten zu einer Materialermüdung gekommen sei.

Ebenso sarkastisch schildert er seine Verwicklungen mit der Roten Armee Fraktion (RAF) und Ulrike Meinhof. Eines Tages erschien sie, zusammen mit Gudrun Ensslin und Andreas Baader, plötzlich in seinem Haus in Friedenau. Sie kamen direkt aus Dahlem, wo sie Baader, der wegen Brandstiftung im Knast sass, gewaltsam befreit hatten. Sie suchten bei Enzensberger Unterschlupf. Er erklärte ihnen gleichmütig, dass hinter seinem Haus ein schwarzer VW postiert sei mit einem Mann, der seit geraumer Zeit beobachte, wer bei ihm ein- und ausgehe. Also zogen sie wieder ab.

Die RAF, kommentiert Enzensberger heute kalt, sei aus Versehen entstanden, die Pfarrers-tochter Ensslin sei eine Waffen- und Klamottenfetischistin gewesen, Meinhof habe ihre Kinder weggegeben und der Chef dieser Bande, der abscheuliche Baader, habe als Fotomodell gearbeitet und ausser sich selbst nur noch schnelle Autos geliebt. So ändern sich die Zeiten und die Einschätzungen.

Enzensbergers Abstieg in die Gruften der eigenen Erinnerung fördert neben vielen abenteuerlichen Episoden und unterhalt-samen Anekdoten auch zutage, wie sehr Einschätzungen und Urteile im Laufe der Zeit förmlich vergilben und Haltungen sich ganz zwanglos unter dem Druck der Zeit in ihr Gegenteil verwandeln können.

Hans Magnus Enzensberger: Tumult. Suhrkamp. 287 S., Fr. 31.50

Jazz

Round about Martinu

Von Peter Rüedi

Jazzfans sind oft der irrigen Ansicht, ihre Musik habe die Improvisation für sich gepachtet. Die ist in ihr zweifelsohne besonders wichtig, aber keineswegs in ihr allein. Der Kurzschluss zwischen dem musikalischen Einfall und dessen Verwirklichung steht auch am Anfang jeder kompositorischen Kunst. Und andererseits denkt auch der rabiataste Free Jazzer in grösseren Zusammenhängen, bindet den gezündeten Augenblick ein in dynamische Spannungsbögen, rhythmische Muster oder die Organisation interaktiver Prozesse. Komponierte und improvisierte Musik sind nicht so verschiedene Kontinente, wie uns das Vorurteil glauben machen will. Aber zweifellos gibt es in der «Klassik» Komponisten, die der Improvisation einen höheren Stellenwert einräumen, den spontanen Einfall weniger durch nachträgliche formale Zensur domestizieren als andere. Bach war ein grosser Improvisator, und Händel, nicht zu reden vom virtuoson Liszt, der sich gelegentlich vom Publikum Themen vorschlagen liess, über die er dann improvisierte. Und der grosse, lange unterschätzte Scarlatti. Dem hatte der römische Pianist Enrico Pieranunzi, ein besonders wacher Beobachter des Grenzlandes zwischen komponierter und improvisierter Musik, 2008 ein schönes Album gewidmet – Scarlattis aus der Improvisation entstandene Musik teils interpretierend, teils in eigene Improvisation umsetzend. Gleiches unternimmt er nun mit Erfindungen des Tschechen Bohuslav Martinu (1890 geboren, 1959 in Liestal gestorben) anlässlich eines Solorezitals im Basler Klub «Bird's Eye». Er bleibt dabei in seinen Ausflügen so nahe an den Vorlagen des am Ende seines Lebens eng mit Basel (und Paul Sacher) verbundenen Martinu, dass die Grenze zwischen beidem kaum auszumachen ist. Will sagen: Pieranunzi, in seinen Trios mit Marc Johnson und Paul Motian oder Joey Baron ein meisterhafter Jazzpianist in der Nachfolge von Bill Evans, «verjazzt» Martinu nicht, er interpretiert ihn, nahe am Buchstaben und indem er seine Themen als Ausgangspunkt benutzt. Eine nie überambitionierte, immer staunenswert inspirierende CD.



Enrico Pieranunzi: Autour de Martinu, Live at the Bird's Eye. TCB 33702

Top 10

Knorrs Liste

1	Winter Sleep	★★★★★
	Regie: Nuri Bilge Ceylan	
2	Deux jours, une nuit	★★★★★
	Regie: Jean-Pierre und Luc Dardenne	
3	Gone Girl	★★★★★
	Regie: David Fincher	
4	Nightcrawler	★★★★☆
	Regie: Dan Gilroy	
5	Pride	★★★★☆
	Regie: Matthew Warchus	
6	Mr. Turner	★★★★☆
	Regie: Mike Leigh	
7	Monsieur Claude und seine...	★★★★☆
	Regie: Philippe de Chauveron	
8	The Hunger Games: Mocking...	★★★☆☆
	Regie: Francis Lawrence	
9	Interstellar	★★★☆☆
	Regie: Christopher Nolan	
10	Schweizer Helden	★★★☆☆
	Regie: Peter Luisi	

Kinozuschauer

1 (1)	The Hunger Games: Mockingjay	48 692
	Regie: Francis Lawrence	
2 (-)	Penguins of Madagascar	28 923
	Regie: Christopher Nolan	
3 (-)	Horrible Bosses 2	16 562
	Regie: Sean Anders	
4 (2)	Interstellar	9 647
	Regie: Christopher Nolan	
5 (-)	Nightcrawler	6 585
	Regie: Dan Gilroy	
6 (4)	Monsieur Claude und seine Töchter	6 026
	Regie: Philippe de Chauveron	
7 (3)	Dumb and Dumber To	4 716
	Regie: Bobby Farrelly	
8 (5)	My Old Lady	3 341
	Regie: Israel Horovitz	
9 (6)	A Walk Among the Tombstones	2 459
	Regie: Scott Frank	
10 (8)	The Salt of the Earth	2 111
	Regie: Juliano R. Salgado, Wim Wenders	

Quelle: Schweizerischer Filmverleiher-Verband;
Zuschauerzahlen vom Wochenende (Deutschschweiz)

DVD-Verkäufe

1 (3)	Drachenzähmen leicht gemacht 2 (Fox)
2 (2)	Planet der Affen – Revolution (Fox)
3 (-)	Planes 2 – Immer im Einsatz (Disney)
4 (1)	Der Hobbit – Smaugs Einöde (Warner)
5 (-)	Brick Mansions – Extended (Rainbow)
6 (4)	Eiskönigin – Völlig unverfroren (Disney)
7 (-)	Grey's Anatomy – Season 10 (Disney)
8 (-)	Supernatural – Staffel 8 (Warner)
9 (-)	Die Tribute von Panem: Catching (Impuls)
10 (8)	Das Schicksal ist ein mieser ... (Fox)

Quelle: Media Control



Strahlende Gebisse: «Black Sails».

Kino

Es knarzen die Dreimaster

Die TV-Piraten-Serie «Black Sails» ist nicht so schlecht wie ihr Ruf. Wer das Genre liebt, hat seinen Spass. *Von Wolfram Knorr*

Mit leuchtend roter Schärpe über der nackten Brust schwingt er sich durch die Takelage von Toppsegel zu Toppsegel und grinst: «Kommt näher, meine Freunde, ihr seid zur letzten Fahrt des roten Korsaren schanghai worden. Stellt keine Fragen. Glaubt nur, was ihr seht – nein, glaubt nicht einmal die Hälfte davon!» So beginnt «The Crimson Pirate» (1952) mit Burt Lancaster, das ultimative Meisterstück einer Kinogattung, die zwar dank «Pirates of the Caribbean» nicht in der Versenkung verschwand, aber ihre Naivität verloren hat. Die knarrenden Dreimaster, die Weite der Meere, die Gaukler und Tänzerinnen, die Satttheit tropischer Inseln, das klirrende Kreuzen der Degen, die Magie der Totenkopfflagge, der Rum, lodernde Lagerfeuer, der schwüle Glanz erbeuteten Geschmeides – der klassische Piratenfilm war mit seinen wundersamen Exotentopoi ein wilder Technicolor-Jahrmarkt.

Alles perdu. Nicht ganz. Dank erfolgreicher Fantasy-Epen wie «Game of Thrones» ist das Interesse an alten Abenteuerformaten wieder erwacht. Nach den Versuchen, den Western zu reaktivieren («Deadwood», «Hell on Wheels»), gab der Kabelsender Starz vor zwei Jahren ein Projekt à la «Die Schatzinsel» in Auftrag, den Hollywoods Brachialfeuerwerker Michael Bay («Transformers»), nach einer Idee von Jonathan E. Steinberg und Robert Levine, produzierte: «Black Sails». Die Serie enthält alles, was die

Piratengattung enthalten muss, unter Verzicht auf die «Pirates of the Caribbean»-Fantasy-Elemente. Dafür zeigt sie viel nackte Haut und Brutalität, die nicht unbedingt sein müsste. Den Spagat, märchenhaft zu sein und zugleich den Bedürfnissen nach Realismus gerecht zu werden, bekommt sie nicht so richtig hin.

Nach der ersten Staffel, die durch alle möglichen Sender mäanderte, meckerte die Kritik über den exotischen «Freizeitpark», über die strahlenden Gebisse der Helden und über die schlichte Handlung. Die einstige Naivität lässt sich nun mal nicht wiederherstellen, aber so schlecht, wie behauptet wird, ist die Serie auch wieder nicht. Sie kramt genüsslich im Korsarenfundus, badet behaglich im exotischen Ambiente, lässt martialisch vernarbte Freibeuter bärbissig knarren und – nun ja – Gazellen-Ladys sehr freizügig sich in den Spelunken räkel. Es geht, natürlich, um einen Schatz auf einer spanischen Galeone, um Händler, die die erbeuteten Waren verschieben, um die britische Marine, die den Korsarenstall auszumisten versucht, um charismatische Kapitäne, kaum zu zählende Mannschaften und wilde Beautys. Eine Fan-Gemeinde fand die Serie bislang nicht so recht, vielleicht kann die DVD das ändern. Eine zweite Staffel ist in Produktion. ★★★★★

Black Sails: Staffel 1. Mehrsprachig mit Untertiteln und Bonusmaterial.

Weitere Serien

Peaky Blinders — «Die alle blenden, die sie sehen, und allen die Zungen herausschneiden, wenn sie reden!», empört sich Inspektor Campbell (Sam Neill) über die Peaky-Blinders-Gang. Winston Churchill hat ihn nach Birmingham beordert, um Waffen, die der britischen Armee geklaut wurden, schleunigst wiederaufzutreiben. Denn die Kommunisten und die IRA sind hinter ihnen her. Gebunkert aber hat sie Thomas Shelby (Cillian Murphy), der junge Feuerkopf und Chef der Peaky Blinders. Steven Knight («Eastern Promises») erfand die Serie über die gefürchtetsten Unterweltler der verschmutzten Textilindustriestadt Birmingham, die unmittelbar nach dem Ersten Weltkrieg sich zweifelhaften Respekt verschafften – mit Rasierklingen an ihren Schiebermützen, mit denen sie den Gegnern Augen oder Mund zerfetzten. Sie alle sind Ex-soldaten, die Front hat sie besonders verroht. So wird Thomas Shelby immer wieder mal vom «Flandern-Blues» gebeutel. Die BBC-Serie ist eine Spur zu kulinarisch. Schiebermützen, Wollanzüge, Kurzmäntel, Stiefel; russige Arbeiterquartiere, düstere Fabrik-schlote, schimmernde Backsteinfassaden, schwarze Kräne, brackige Kanäle und ver-rauchte Pubs. Das ist *radical chic*, geschmackle-
risch wie «Boardwalk Empire». Trotzdem ist's fast richtiges Kino. ★★★★★



Fast richtiges Kino: «Peaky Blinders».

Fragen Sie Knorr

Ich verfolge regelmässig Ihre Kritiken, und dabei fällt mir auf, dass Sie immer wieder Filme ignorieren. Jüngstes Beispiel ist der Riesenspass «Dumb and Dumber To». Steckt da ein Prinzip dahinter? S. R., Zürich



Ja, ein Platzproblem. Ich habe nun mal wie jeder andere, in welchem Ressort auch immer, einen beschränkten Raum für die Texte zur Verfügung, und den gilt es, nach Wichtigkeit zu füllen. Natürlich ist die Auswahl der Filme

House of Cards, Staffel 2 — Der Serienjunkie hat sich natürlich alles längst heruntergeladen und gesehen, aber ich bleibe ein Fan der DVD und weil «House of Cards» nun mal besonders schön gestaltet ist und man noch etwas in Händen halten kann, lege ich jedem die zweite Staffel auch mit Freude ans Herz. Die US-Version einer alten BBC-Miniserie be-



Brillante Dialoge: «House of Cards».

sticht nach wie vor nicht nur durch die wüstzynischen Intrigen im und ums Weisse Haus, sondern ganz besonders durch die fantastische Besetzung – allen voran Kevin Spacey und Robin Wright – und die brillanten Dialoge. Das bleibt Vergnügen auf höchstem Niveau. ★★★★★

Malcolm in the Middle — US-Sitcoms sind voll von durchgeknallten Familien und nicht weniger irren Kindern, aber die Wilkerson-Sippe mit Bryan Cranston («Breaking Bad») als weichgeklopftem Daddy und Frankie Muniz als hochbegabtem Malcolm ist noch um einen Zacken wahnsinniger. Der richtige Festtagsirrsinn. ★★★★★

Peaky Blinders: Gangs of Birmingham. 1. Staffel. Englisch/Deutsch mit Untertiteln
House of Cards: 2. Staffel. Englisch/Deutsch mit Untertiteln und Bonusmaterial
Malcolm in the Middle: 3 Staffeln. Englisch/Deutsch mit Bonusmaterial.

mehr oder weniger subjektiv, auch wenn ich mich um Objektivität bemühe. Das Auswahlprinzip jener Filme, von denen ich meine, sie seien es wert, besprochen zu werden, folgt nicht zwangsläufig einem bestimmten Anspruch, sondern berücksichtigt auch jene, die kontroverse Diskussionen auslösen. Dass «Dumb and Dumber To» unter den Tisch fiel, hängt mit anderen Filmpremiere zusammen, die vielleicht nicht gescheitert, aber mit Sicherheit interessanter sind.

Wolfram Knorr

Der Journalist und Buchautor gehört zu den renommiertesten Filmkritikern der Schweiz.

Fragen an: knorr@weltwoche.ch
Unveröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Fernseh-Kritik

Vergnügen ohne SRG

Von Rico Bandle

Als Bundesrat unternahm Moritz Leuenberger alles, um privaten Fernseh-unternehmern das Leben schwerzumachen. Seit seinem Rücktritt ist die Medienlandschaft nicht mehr dieselbe, und auch er hat offensichtlich eine Wandlung durchgemacht. Letzte Woche war Leuenberger Ehrengast an der Premiere von «Fässler-Kunz», der ersten Schweizer Fernseh-Sitcom, die vollständig privat finanziert wurde, ganz ohne die SRG. In Auftrag gegeben hat sie der Kabelnetzanbieter UPC Cable-



Privates Risiko: «Fässler-Kunz».

com – sie abzuspielen, ist den Abonnenten des Streaming-Dienstes MyPrime vorbehalten. Mit dem selbstproduzierten Inhalt erhofft sich UPC Cablecom einen Vorteil gegenüber Konkurrenten wie Netflix, die nur ausländische Serien im Angebot haben.

Die Anlage der Sitcom ist vielversprechend. Alles dreht sich um einen Kommunikationsexperten mit Hornbrille (Patrick Frey), der in der Kommunikation mit seiner Frau (Esther Gensch) kläglich scheitert. Das urban-progressive Paar hat einen schwulen Sohn, der viel konservativer ist als seine Eltern und der zum Ärger seiner Eltern auch ganz traditionell in der Kirche heiraten möchte. Auf dem Bildschirm wirkt das Ganze zwar leicht altbacken, ist aber dennoch sehr vergnüglich. Vor allem aber ist es den Verantwortlichen hoch anzurechnen, dass sie das Risiko einer eigenen Serie überhaupt eingegangen sind. Bestenfalls ist «Fässler-Kunz» der Startschuss für weitere unabhängige Schweizer Fernsehfilmproduktionen. Auch Moritz Leuenberger würde dies wohl begrüssen.

Fässler-Kunz: Alle zwölf Folgen sind für Abonnenten des UPC-Cablecom-Streaming-Dienstes MyPrime abrufbar.

Lebkuchen für alle

Mirja Sachs' klammheimliche Heirat; Thanksgiving bei Trudie Götz; die coolste Pfarrerin der Welt. Von Hildegard Schwaninger



Exotisch-erotisch: Kadebostan mit Sängerin Amina.

Wir werden immer globalisierter, und so wird – nachdem Halloween längst auf dem Schweizer Festtagskalender etabliert ist – jetzt auch Thanksgiving gefeiert, das wichtigste Familienfest in den USA. Kiehl's, die amerikanische Body- und Kosmetiklinie, lud zur Thanksgiving-Party ins Flux Laboratory, eine von Zürichs trendy Party-Locations (auch Hugo Boss machte hier sein Opening-Event) neben dem Schiffbau. Musik machte Kadebostany, die als It-Band aus Genf gilt, von der man aber nicht genau weiss, wo man sie ansiedeln soll: Sibirien, Tschechien, Istanbul. Jedenfalls ist dieser Ostblocksound aus dem Welschland charismatisch: Kadebostan mit seiner Blaskapelle und die exotisch-erotische Diva und Sängerin Amina faszinieren. Das Catering von Marco Pfeiderer war ganz USA: Popcorn, Hamburger (Vegi und Fleisch), Hotdogs, Marshmallows (selbstgemacht und in diversen Farb- und Geschmacksversionen). Das Publikum jung; man trank das Bier aus der Flasche und Prosecco mit Fruchtlimonade. Viele Männer trugen gestrickte Wollmützen, auch Marc-André Heller, der aus Genf angereiste CEO von L'Oréal Luxe, zu dem Kiehl's gehört. Man feierte die Lancierung von «Kiehl's Ultra Facial Cream» (soll Schutz bei extremen Klimabedingungen bieten), der Erlös der Limited Edition «Kadebostany Presidential Recipe» unterstützt die Make-A-Wish-Foundation.

Bei Trudie Götz im «Trois Pommes»-Check-out in Wollishofen war die Hölle los. Zu den Schnäppchenpreisen für die Premium-Mode gab es noch zusätzliche zwanzig Thanksgiving-Prozente. Es ging zu wie am Black Friday in New York. Es war Bolero-Night. Chefredaktorin Sithara Atasoy war Gastgeberin, Charles Aellen hat mit seinem Team einen improvisierten Coiffeursalon aufgebaut (wer wollte, bekam ein Kurzstyling), an der improvisierten Bar gab es bunte Drinks, und Fiona Hefti war auch da. Fotografin/Visagistin Adriana Tripa (Loox) mit ihrem Adlerauge für das Schöne entdeckte einen Mantel von Tom Ford, der mit all den Check-out- und Thanksgiving-Vergünstigungen von 8900 auf 1000 Franken herabgesetzt war. Nach diesem *shop till you drop*-Erlebnis tat es



Wie am Black Friday: Götz (l.), Atasoy.

gut, gleich nebenan im «Louis», bei Lars Krauss, einzukehren. Die einzigartige Glasfront bietet freie Sicht bis auf den Zürichberg. Ein Glas Champagner kostet vierzehn Franken, ein guter Preis in der Hochpreisstadt Zürich. Vielleicht waren auch deshalb so viele hübsche junge Frauen da. Lars Krauss hat sich gerade von seinem Küchenchef Christoph Eisner getrennt; ab 1. Januar hat er einen neuen Koch. Auch Stefan Roth vom «Razzia» muss einen neuen Küchenchef suchen. Rino Cariglia, ein Meister am Herd, ist weggegangen.

Ein Mensch mit Klasse behält sein Privatleben für sich. Mirja Sachs ist eine grossartige Frau, nach wie vor eine zeitlose nordische Schönheit. Jetzt ist der öffentlichkeits-scheuen Witwe von Gunter Sachs ein Meistercoup an Diskretion gelungen. Mirja Sachs hat wieder geheiratet. Klammheimlich vor einem Monat in Herrliberg. Ihr neuer Mann ist Alejandro von der Pahlen. Er entstammt einem alten russisch-litauisch-schwedischen Adelsgeschlecht, ist vier Jahre älter als sie, Doktor der Ökonomie, hat einen deutschen und einen argentinischen Pass. Graf von der Pahlen ist ein langjähriger Freund der Familie Sachs. Er ist Vorstand der Mirja-Sachs-Stiftung, die Kindern und Jugendlichen in Not hilft.

Zürich hat die coolste Pfarrerin der Welt! Katharina Hoby (schwarze Lederleggings, Booties, schwarze Jacke mit Leoparden-Print-Besatz). Sie kam supergut an, als sie beim Anzünden des Weihnachtsbaums (46 600 Lichter) im «Baur au Lac»-Garten ein paar Worte sprach.



Magie und Sinn: Pfarrerin Katharina Hoby.

Über das Wünschen und seine Magie und über den Sinn des Weihnachtsfests. Andrea Marco Bianca, ihr Partner und Pfarrerkollege aus Küsnacht (hat seine Doktorarbeit – Thema: Scheidungsrituale – magna cum laude abgeschlossen), war da und einige ihrer fünf Kinder. Samichläuse verteilten Glühwein und Lebkuchen für alle.

Im Internet

www.schwaningerpost.com

Vier Frauen und ein Mann

Meri Barber, 43, und Kody Brown, 47, sehen einen polygamen Lebensstil als religiöse Pflicht. Wer als Braut aufgenommen werden will, muss vor allem bei den übrigen Frauen punkten. Teil 2



Bildlegende Titel: Ehepaar Barber-Brown.

Meri: Ich wuchs als Mormonin auf und hatte verschiedene Mütter sowie ein Dutzend Geschwister. Als ich Kody heiratete, wusste ich, was auf mich zukommt. Und mehr: Es war mein ausdrücklicher Wunsch, dass er seiner religiösen Verpflichtung nachkommt. Meine Schwesterehefrauen Christine und Robyn hatten eine ähnliche Kindheit wie ich. Bei Janelle, die Kody drei Jahre nach unserer Heirat zur zweiten Frau nahm, war es allerdings anders. Sie war nicht in unserem Glauben erzogen worden und gehörte der Gemeinde damals noch nicht an.

Kody: Es gab zwischen Meri und mir keine Geheimnisse, ich wollte keine Affäre, sondern eine zweite Ehefrau. Wie man das als bereits verheirateter Mann angeht? Im Speziellen wenn die zweite Frau eine Nicht-Mormonin ist wie im Fall meiner zweiten Frau? Ganz einfach: Man legt die Karten offen auf den Tisch. So führte ich mit Janelle verschiedene ernsthafte Gespräche und konfrontierte sie mit meinem Wunsch. Heute sind wir Eltern von sechs Kindern, und auch als ehemalige Nicht-Mormonin macht sie einen fantastischen Job. Sie vermittelt, gleicht aus und lässt sich nur selten aus der Ruhe bringen.

Meri: Sogar als die vierte Frau auftauchte, blieb sie ein ruhender Pol: Robyn ist jung,

hübsch und schlank. Sie brachte Kinder aus einer gescheiterten monogamen Ehe in die Gemeinschaft. Kody umwarb sie intensiv, und ihr Auftauchen sorgte für Unsicherheiten und Eifersucht. Schlussendlich zeigten wir Frauen uns aber bereit, sie in unseren Verbund aufzunehmen. An der Hochzeit, die in unserer Gemeinde stattfand, überreichten Janelle, Christine und ich der vierten Schwesterehefrau einen «Claddagh-Ring»: Das Schmuckstück aus Silber zeigt zwei Hände und ein gekröntes Herz, die Vertrauen und Loyalität symbolisieren.

Kody: Als Robyn in einer Familiensitzung kritisierte, dass ihre Kinder als Aussenseiter behandelt würden, musste ich nichts erwidern. Ich wusste, dass sich die anderen diesen Vorwurf zu Herzen nehmen würden – vor allem auch, weil Robyn ein Ultimatum stellte. Ich bin zwar offiziell das Oberhaupt der Familie, allerdings habe ich bei familiären Entscheidungen wenig zu sagen. Das ist eigentlich der einzige Nachteil, wenn man mit vier Frauen kooperieren muss.

Meri: Natürlich kann sich jede Frau auch wieder von uns trennen, wenn sie unglücklich ist, und theoretisch kann auch sie sich einen zusätzlichen Mann nehmen. Unstimmigkeiten, in die im schlimmsten Fall über zwanzig Personen verwickelt sein können, können zu unentwirrbaren Problemen anwachsen und das ganze Lebensmodell sprengen. Auch aus diesem Grund nehmen wir diese Dinge ernst.

Kody: Seit wir unsere Lebensweise öffentlich gemacht haben, geht es allen besser. Die Heimlichkeiten fallen weg, und die Befürchtungen, dass wir mit Tomaten beworfen werden, haben sich nicht bewahrheitet. Heute leben wir ohne Angst vor sozialer oder wirtschaftlicher Ausgrenzung.

Meri: Sogar ein gemeinsames Business konnten wir aufziehen. Das verdiente Geld soll all unseren Kindern eine gute Ausbildung ermöglichen. Unsere Töchter und Söhne zwingen wir zu nichts, und wenn sie später lieber in monogamen Beziehungen leben wollen, dürfen sie dies natürlich tun.

Alle meine Frauen: Montag, 20.15 Uhr (auf TLC).
Protokoll: **Franziska K. Müller**

Rechtspoesie

Von *Andreas Thiel* —
Die Kunst des richtigen Lesens.

Rechtsprofessor: Herr Thiel, Sie haben die Meinungsäußerungsfreiheit völlig falsch verstanden.
Thiel: Aber die Meinungsäußerungsfreiheit besagt doch, dass man seine Meinung frei äußern kann.

Rechtsprofessor: Das ist nicht ganz falsch — aber richtig ist es eben auch nicht.

Thiel: Wieso?

Rechtsprofessor: Vermutlich, weil Sie nie Rechtswissenschaften studiert haben.

Thiel: Aber lesen kann ich.

Rechtsprofessor: Es reicht eben nicht, wenn man lesen kann.

Thiel: Ich kann nicht nur lesen, ich kann sogar ganz komplizierte Sätze mit vielen Nebensätzen lesen und verstehen.

Rechtsprofessor: Man kann das, was man liest, nur verstehen, wenn man es vorher studiert hat.

Thiel: Man muss also Rechtswissenschaften studiert haben, um Gesetzestexte verstehen zu können?

Rechtsprofessor: Gesetze lesen will gelernt sein.

Thiel: Und wie muss man nun die Meinungsäußerungsfreiheit richtig lesen?

Rechtsprofessor: Man muss die Meinungsäußerungsfreiheit im Kontext ihrer Entstehungsgeschichte verstehen.

Thiel: Was soll das heißen?

Rechtsprofessor: Früher war die freie Meinungsäußerung noch normal. Heute sind wir da zum Glück schon einen Schritt weiter.

Thiel: Wie weit sind wir denn?

Rechtsprofessor: So weit, dass man seine Meinung nicht mehr frei äußern muss, weil dank der Wissenschaft heute bereits alles klar ist.

Thiel: Und warum steht der Artikel zur Meinungsäußerungsfreiheit denn immer noch in unserem Gesetz?

Rechtsprofessor: Wegen seiner wunderbaren Sprache. Bei der Meinungsäußerungsfreiheit handelt es sich um einen poetischen Gesetzesartikel, der eher durch seine sprachliche Schönheit als durch seinen Inhalt besticht.



Andreas Thiel, Jahrgang 1971, ist Schriftsteller und Kabarettist.



RADIO TOP HÖRER FONDUEPLAUSCH



15.

Dezember
2014

wintialp

Stadtpark Winterthur



Wir feiern zum letzten Mal unseren 30. Geburtstag und laden **dich und 5 Begleitpersonen** in die Wintialp im Stadtpark in Winterthur ein! Geniesse am 15.12.2014 zusammen mit RADIO TOP Moderatoren ein feines Fondue in gemütlicher Atmosphäre!

Alle Infos unter www.toponline.ch

«Klein, aber fein», lautet die Devise»

Schmuckdesigner Ueli Küng behauptet sich mit Devon seit dreissig Jahren. Als einer der ersten Schweizer nutzte er die 3-D-Technologie.



«Nur eigene Schliffe»: Designer Küng.

Herr Küng, Ihre «Vogelnest»-Kollektion umfasst Ringe, Ohrschmuck, Colliers, aber auch Serviettenringe. Welches Schmuckstück ist Ihr Bestseller?

Der «Vogelnest»-Ring. Er ist so etwas wie eine Ikone und wurde mit der Zeit sogar zu einer Kollektion ausgebaut. Sein Design berührt unsere Kunden emotional. Heute ist der «Vogelnest»-Ring bei uns, was das Luxemburgerli für Sprüngli ist.

Inwiefern kann der Kunde Einfluss nehmen auf das Design?

Schmuck und Juwelen haben oft Symbol- und somit Beziehungscharakter. Nicht nur Formen, sondern auch Farben spielen dabei eine bedeutende Rolle. Bei der «Vogelnest»-Kollektion kommen meistens Diamanten zum Einsatz, aber je nach Wunsch auch Rubine, Saphire und Turmaline, wenn ein spezieller Farbwunsch besteht. Paul Binder, bei dem ich meine Lehre

absolvierte, hat noch sehr viel gezeichnet. Neue Präsentationstechniken erleichtern unseren Kunden die Entscheidung.

Sie sprechen die Möglichkeit an, mit Computer-Renderings Schmuck zu zeichnen.

Ja, wir stellen heute auch fotorealistische 3-D-Renderings her, die bei der Kaufentscheidung sehr hilfreich sind. Angefangen habe ich damit bereits 1994; das war eine sehr anregende und interessante Zeit, während der ich mich im Selbststudium ausgebildet und in Online-Foren mit der Community und anderen 3-D-Designern ausgetauscht habe. Heute kann man dieses Handwerk lernen, dazumal waren wir Pioniere der 3-D-Animation.

Inwiefern hat das Ihre Arbeit als Designer verändert?

Bei der Linie «Future Jewelry», deren erste Entwürfe 2002 entstanden, geschieht heute alles dreidimensional, vom Design bis zur

Fertigung im 3-D-Drucker. Früher sprach man bei letzterem Vorgang noch von Rapid Prototyping. Allerdings ist dieses sogenannte *digital manufacturing* nicht für alle Arten von Schmuckstücken geeignet, für eine feinere Auflösung wird eine fotopolymere Anlage verwendet.

Wie gefragt sind Farbedelsteine heute?

Letztlich ist es immer wieder der werthaltige Diamant, der am gefragtesten ist. Farbedelsteine sind leider nur sehr selten in grösseren Dimensionen erhältlich, weshalb wir

«Bei den Materialien ist der Paraiba-Turmalin hoch im Kurs.»

bei der «Future Jewelry»-Kollektion ausschliesslich synthetische Steine verwenden. So konnten wir den Produktionsprozess straffen und nebenbei gute Materialqualitäten zu attraktiven Preisen anbieten. Der Rahmen liegt bei 900 bis 6000 Franken, weshalb wir hier von einer «Accessoire-Linie» sprechen.

Ist es auch möglich, Diamanten und Brillanten synthetisch herzustellen?

Ja, die Möglichkeit besteht, doch wir verzichten darauf. Selbst bei synthetischen Farbedelsteinen werden konsequent nur eigene Schliffe angewandt, die sie von echten Steinen unterscheidbar machen. Einige klassische Devon-Schliffformen haben sich bereits etabliert.

Hat man als Juwelier keine Hemmungen, Synthesen herzustellen?

Die Schweiz hat durch die Kristallverarbeitung in der Uhrenindustrie früh grosse Erfahrungen in diesem Bereich gemacht. Meine Geschäftspartnerin Claudia Wick, eine gelernte Gemmologin, und ich haben uns relativ früh dazu entschieden, Synthesen selbst zu verarbeiten. Der Trend liegt momentan aber wieder eher bei natürlichen Edelsteinen.

Was sollte beim Weihnachtseinkauf beachtet werden?

Beim Schmuck geht der Trend weiterhin weg von grossen Modellen. «Klein, aber fein», lautet die Devise. Colliers und Ringe sind sehr gefragt und momentan auch Bracelets und Broschen. Bei den Materialien ist der Paraiba-Turmalin hoch im Kurs, und auch Rotgold ist wieder gefragt.

Ueli Küng ist gelernter Goldschmied. Für sein Unternehmen Devon Juwelen & Uhren entwirft er seit gut dreissig Jahren Eigenkreationen. Shop, Atelier sowie Büroräumlichkeiten befinden sich heute am Rennweg 3 in Zürich.

Die Fragen stellte **Oliver Schmuiki**

Splendour in the glass

Von Peter Rüedi



Bei der derzeitigen gelegentlich etwas verbiesterten Diskussion um Einwanderung und Asylpolitik darf in dieser hedonistisch-alternativen Kolumne schon mal darauf hingewiesen werden: So lang ist es nicht her, dass allenfalls eine Massenauswanderungsinitiative ein Schweizer Thema gewesen wäre. In grossen Teilen war die Schweiz eine Dritte Welt in der Ersten, aus der die Bündner Bauern aus purer Not ihre Kinder als «Schwabengänger» ins badi-sche Unterland verdingten und die Tessiner die ihren als Kaminfeger nach Mailand. Und selber auswanderten, nach New Glarus oder nach Glasgow, wo die Vorfahren meines verstorbenen Freundes Zanetti in der berühmten Sauchiehall Street eine Confiserie begründeten, ein Sprüngli Nord sozusagen. *Times they are a changing.* Nackte Armut war es gewiss nicht, die den Banker Thomas Bär veranlasste, im Chianti eine zweite Existenz als Weinbauer aufzubauen. Eher im Gegenteil. Auffällig ist, wie viele Schweizer heute gleich ihm in aller Welt musterhaften Weinbau betreiben. Baptist Sieber, Besitzer der Colombo Winery im neuseeländischen Martinborough, ist einer von ihnen, wie sein Freund Georg Fromm, der allerdings seinen Betrieb (in Marlborough) inzwischen verkauft hat und in die Bündner Herrschaft zurückgekehrt ist. Heimat ist, wo unsere Toten begraben liegen, hiess es einmal. In unseren mobilen Zeiten und im Hinblick auf den Wein gilt eher: Heimat ist, wo wir den Boden bebauen. Neuseeland ist privilegiert für coole Weine: Pinot noir zum Beispiel. Oder Sauvignon blanc. Der ist im Fall des Jahrgangs 2013 von Siebers Colombo besonders gelungen: knackig frisch, in der Nase eine Verheissung von Grapefruit, Pfirsich, Mirabellen, Holunder, am Gaumen mit schöner Frucht und balancierter Säure, interessant mineralisch, mit einer geradezu salzigen Note. Höchst elegant. Das Gegenteil jener etwas banalen grün-grasigen Sauvignons, die uns die derzeitige Mode der Sorte öfter mal an den Treisen schwemmt. Ein Wein, bei dem man nach dem ersten Schluck nicht schon weiss, wie der zweite oder gar der letzte schmeckt.

Colombo: Sauvignon blanc Marlborough 2013.
13%. Fr. 22.50. Gerstl, Spreitenbach

Bratwurst und Pommes frites

Das gleichbleibend gute, einfache Mittagessen ist eine Kunst, die in der Zürcher «Markthalle» beherrscht wird. Von David Schnapp



Einfache, schnörkellose Küche: «Markthalle» in Zürich.

Kürzlich fragte mich eine gastronomisch versierte Bekannte, wo ich in Zürich gerne essen gehe. Ich zählte einige der sehr guten, mit Michelin-Sternen ausgezeichneten Restaurants auf, die ich regelmässig besuche. Aber oft braucht der Mensch einfach etwas Warmes zum Zmittag, und da kommt ihm ein Lokal entgegen, in dem er nie enttäuscht wird. Meines heisst Restaurant «Markthalle» und befindet sich in der famosen Zürcher Einkaufsmeile Viadukt, wo in den Bögen der Bahnbrücke eine bunte Welt geschaffen wurde, die von Hipster-Mode bis zu Slow-Food-Lebensmitteln reicht.

In der «Markthalle» wird die einfache Marktküche mit einem französischen Bistroeinschlag gepflegt. Man kann hier Moules et frites essen, da man dabei aber nie gut aussieht, bestelle ich in der Regel eine Bratwurst von der Bio-Sau (Fr. 12.50), die mit einem ausgezeichneten Senf serviert wird. Dazu nehme ich Pommes allumettes, also die dünnere, streichholzartige Variante der Pommes frites. Einfach heisst nicht unbedingt leicht, was die Zubereitung angeht. Gerade bei den dünnen Pommes frites kann man viel falsch machen: zu lange oder zu wenig lang frittieren, zu viel oder zu wenig Salz, zu fettig et cetera. Aber die Allumettes hier sind tadellos, ebenso die elegant gewürzte Schweinsbratwurst, die erstaunlich fein in der Struktur ist und genau richtig gebraten wird, damit sie innen feucht und leicht rosa bleibt. Zu diesem

perfekten Ensemble der Einfachheit passt einzig das Heinz-Ketchup nicht. Ein hausgemachtes Tomatenkonzentrat würde dem selbst erhobenen Anspruch, «authentische Küche» zu betreiben, besser entsprechen.

Kulinarische Früherziehung

Auch die Desserts – diesmal ausgezeichnetes, hausgemachtes Kalamansi-Sorbet und Sauerahmeis – gefallen mir, die auch ganz der einfachen, schnörkellosen Küche der «Markthalle» entsprechen. Im Restaurant herrscht die betriebsame Atmosphäre eines Marktplatzes, den jeder aufsuchen kann. Schicke Pärchen sind ebenso anzutreffen wie nachlässig gekleidete Quartierbewohner, und Kinder kann man hier auch bedenkenlos mit an den Tisch setzen. Es ist ein guter Ort, um dem Sohn, 3, eine gewisse kulinarische Früherziehung zu vermitteln. Sie beinhaltet zunächst einmal Tischsitten wie gepflegtes, fleckenfreies Essen mit Messer und Gabel, bevor es dann um die hohe Qualität einer guten Schweinsbratwurst geht, die schon Dreijährige erkennen können.

Restaurant Markthalle
Limmatstrasse 231, 8005 Zürich
Telefon 044 201 00 60
Täglich geöffnet, durchgehend warme Küche
ab 11.30 Uhr



Auto

Ja, aber

Der Tesla Model S ist ein ausgezeichnetes Elektromobil. Bloss ein besonders ökologisches Auto ist er nicht. *Von David Schnapp*

Mit einer Mischung aus Faszination und Übermut beschreiben viele Journalisten den amerikanischen Unternehmer Elon Musk und seine grösste Erfindung (erfand auch noch Paypal oder Solarcity), den Tesla. Der Tesla Model S sei für die etablierten Autohersteller das, was das iPhone für die führenden Handyhersteller wie Nokia oder Sony Ericsson war: Tod durch Fortschritt. Zum Preis einer Oberklasselimousine wie eines Audi A8, eines BMW 7er oder eines Mercedes S-Klasse kann sich der trendbewusste Gutverdiener jetzt ein Auto kaufen, das elegant und zeitlos daherkommt,

rein elektrisch rund 300 bis 460 Kilometer fährt und sich bedienen lässt wie ein iPad.

Der Tesla S ist ein hervorragendes Auto mit Elektroantrieb. Ich stiege in das Model P85D ein, die stärkste zur Verfügung stehende Variante des Viertürers. Gemäss Herstellerangaben kann ich damit mit einer Batterieladung (85 Kilowattstunden) und einer Durchschnittsgeschwindigkeit von 105 km/h 460 Kilometer weit fahren. In der richtigen Welt fährt man natürlich nicht so weit, je nach Temperatur, Beschleunigung, Höchstgeschwindigkeit et cetera verringert sich die Reichweite. Aber man fährt im Tesla immer noch weiter als in jedem anderen rein elektrisch angetriebenen Auto. Ins Tessin? Kein Problem. Zürich-Bern und wieder zurück? Klar.

Keine Antwort

Tesla-Kunden, sagt man mir, würden sich kein Elektroauto kaufen, stünde die nötige Reichweite nicht zur Verfügung. «Unsere Stärke ist kompromisslose Reichweite, Performance, Funktionalität und Design bei null Emissionen», sagt die Tesla-Sprecherin. Das kann der

Tesla hervorragend. Strassenlage, Dämpfung, Beschleunigung, selbst die etwas synthetische Lenkung – daran gibt es nichts auszusetzen.

Mit dem Tesla Model S wird das Prinzip der Luxuslimousine fortgeführt in einem Auto, das Strom statt Benzin verbraucht und mit Ausnahme seines voll digitalisierten Bediensystems (selbst das Dachfenster öffnet man über das grosse Display) sich kaum von seinen Benzin- und Dieselkollegen unterscheidet. Denn der Tesla ist schwer (2100 Kilogramm), und da man meistens nicht ins Tessin oder von Zürich nach Bern und wieder zurück fährt, trägt man viel Gewicht in Form grosser Batterien mit zweifelhafter Ökobilanz herum, die man meist gar nicht braucht. Es ist wie bei den Offroadern (gegen die grundsätzlich nichts einzuwenden ist): Man könnte, wenn man wollte, auch mal ganz grob durchs Gelände donnern. Bloss tut man es nie.

Kurz: Der Tesla ist ein ausgezeichnetes Auto mit elektrischem Antrieb. Bisher hat das niemand besser hingekriegt. Aber: Der Tesla ist kein ökologisches Auto. Auf die Frage, ob für das Model S eine geprüfte Ökobilanz vorliege und inwiefern bei der Herstellung des Autos ökologische Aspekte berücksichtigt werden, heisst es bei Tesla, darauf habe man leider keine Antwort. Sollte Tesla tatsächlich das Auto der Zukunft bauen, das die Konkurrenten das Fürchten lehrt, müsste man auf solche Fragen möglicherweise aber Antworten haben.

Tesla Model S P85D

Leistung: 515 PS (165 kW/350 kW)
Höchstgeschwindigkeit: 250 km/h
Preis: Fr. 106 800.–





«Da passiert was»: Schlangenfrau Burri.

MvH trifft

Nina Burri

Von Mark van Huisseling — Ein Gespräch über das Leben als Schlangenfrau (inklusive, ob man als solche besseren Sex hat).

Wie sieht dein Tag in deinem Zuhause aus?» – «Bei mir daheim, das heisst in New York? Es ist ein ganz grosser Unterschied, ob ich eine Show habe oder ob ich keine hab.» – «Hast du viele Shows?» – «Es kommt immer drauf an, ob ich ein festes Engagement hab oder Freelancer bin; letztes Jahr war ich im Circus Knie, das heisst 350 Shows am Stück... Da kannst du nichts anderes machen, bist voll Hahne nur am Trainieren, nur am Auftreten. Wenn ich einzelne Shows hab, das heisst eine Gala hier, einen Corporate Event da, dann ist jeder Tag anders. Ich muss einfach vier Stunden am Tag meinem Training widmen; wir haben ein Gym im Haus, dort mach ich einen Teil, den anderen mach ich zu Hause. Ich brauche nicht viel Platz, ich brauch einen Spiegel, ich brauch Ruhe – die anderen Leute schauen immer komisch, wenn du anfängst, Schlangenfraubewegungen zu machen, dann ist's fast wie eine Show, das will ich nicht. Und den Rest des Tags verbringe

ich am Computer, mach meine Verträge, muss viel organisieren.» – «Hast du kein Management?» – «Ich hab aufgehört mit meinem Management im Januar, als ich aus der Schweiz wegging, es brauchte einen Wechsel, in New York muss ich jemand Neues suchen.»

«Nina Burri ist Tänzerin, Kontorsionistin und Model», steht auf ihrer Webseite; «auch Schlangenmensch genannt, somit ein Akrobat, der seinen Körper aufgrund von jahrelangem Training extrem biegen kann», hilft der Wikipedia-Autor des Begriffs «Kontorsionist» weiter. Sie hat die Ausbildung an der Staatlichen Ballettschule Berlin gemacht und war Mitglied des Béjart Ballet Lausanne. Bekannt wurde sie vor allem durch Auftritte in Castingshows im Fernsehen – etwa «Die grössten Schweizer Talente» (2011, zweiter Platz), «La France a un Incroyable Talent» (2011, Finale) oder «America's Got Talent» (2014, Viertelfinale). Und der Fotograf Peter

Lindbergh («MvH trifft» vom 23. Jan. 2014) porträtierte sie für *Vogue* (deutsche Ausgabe). Burri, aus Bern, verheiratet mit einem Schweizer Personal Trainer und ehemaligen Ringer (Pro Wrestling), lebt im New Yorker Stadtteil Queens; dieses Gespräch fand statt im Hotel «St. Gotthard» in Zürich, als sie in der Schweiz einen Kontorsionskurs gab.

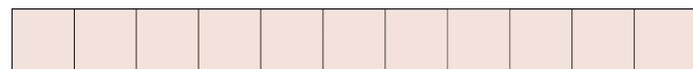
«Ich war 30, uiui – die Omi»

«Du kommst vom Ballett und liessest dich dann zur Kontorsionistin ausbilden. Oder so ähnlich steht's in deinem CV. Aber wie geht das?» – «Ich kann Kontorsionistin im Wohnzimmer werden, weisst du, wie ich meine? Wenn ich weiss, wie's geht, wie dehnen.» – «Wirklich?» – «Ja, logisch; du brauchst nur dein Joga-Mätteli und musst den Handstand lernen... Aber ich wollte Abstand von meinem bisherigen Künstlerleben, mich neu erfinden sozusagen. Ich fand die Schule in China und hab mich entschieden: ich fang mal an und schau, wie mein Körper drauf reagiert. Nach ein paar Wochen wusste ich: Da passiert was. Ich blieb ein halbes Jahr in Peking und hab so viel gelernt, dass ich zu Hause weiterfahren konnte.» – «Du hast eher spät damit angefangen, nicht wahr; wie alt waren die anderen Schüler?» – «Zwischen acht und fünfzehn, und ich war dreissig, uiui – die Omi.»

«Welches ist das kompetitivere Umfeld – Ballett oder die Welt der Artisten?» – «Hm, ich hab das Gefühl, das Ballett; im Ballett gibt's so viele gute Techniker heutzutage, was Tänzer in Amerika alles können, mit zwölf, dreizehn... Das konnte ich nicht mal mit 25. In der Kontorsion [gibt's] auch [viele gute Techniker], aber dort haben noch nicht alle rausgefunden, wie sie sich verkaufen können. Es wird immer die Gruppe der Chinesen geben, die die Besten sind, in dem was sie machen, in der Technik. Die man in jedem Zirkus platzieren kann und denen man sagen kann: «Mach drei Stunden den Handstand.» Und sie machen's. Aber ist das das, was einen berührt? Nein, eigentlich nicht, sonst wär ich nicht erfolgreich; ich hab wohl wirklich eine Marktlücke entdeckt.» – «Denkst du, Schlangenmenschen haben besseren Sex als Zivilisten?» – «Haha, vielleicht haben sie ein besseres Körpergefühl, das könnt ich mir vorstellen. Aber wenn ich zum Beispiel einen Mann hab, der gar keines [Körpergefühl] hat, ich weiss nicht, ob das hilft – dann hat er wahrscheinlich Spass und ich nicht.» – «Aber es ist schon ein Thema, oder?» – «Ja, die Vorstellung wird mega angeregt – wenn die Leute nur schon einen Schlangenmenschen sehen, denken sie hähä... Und denken sich ihre Geschichte.»

Ihr liebstes Restaurant: «Das tönt jetzt lustig: Das «Cindy's Diner», das ist zwar hier, aber wir haben etwas Ähnliches wie das «Cindy's Diner» in New York.» «Ruby Tuesday of Times Square», 585 7th Avenue, Tel. +1 212 382 3898

1		2		3	4		5	6		7		8	9	10
				11								12		
13	14		15				16		17		18			
19						20								
			21								22			
23		24						25						
26					27						28		29	
30				31				32		33				
34				35				36				37		38
39								40				41		
				42						43				
	44							45				46		



Lösungswort — Ziemlich geräuschvolle Kunst

Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — 1 Fraglos bester Schutz gegen Haarausfall. 5 So viele Jahre ergeben den Filmtitel von Christoph Schaub (1989). 11 Karaoke-Plausch wäre ohne ihn undenkbar. 12 Jar – da fehlt zum Jahresbeginn doch etwas! 13 Er gibt der Sicherheit einen Namen. 16 Gemäss Diagnose alles andere als Reisefreude. 19 Über allen anderen thronende Schweizer Gemeinde. 20 Längenmass, das sieht so aus: 10¹. 21 Klar die Glanzpunkte des Abends. 22 Der norwegische Gast ist ihr zu verdanken. 23 So ein Theater!, und trotzdem eine runde Sache. 25 Der letzte Monat ist ein unvollendeter. 26 Stoffbahn, die verschönern kann. 27 Auf diese Weise können wir uns auch darauf einigen. 28 Kein Hirngespinnst, präsentiert sich in der Wirklichkeit wirklich so. 30 Viele Franzosen erledigen sie tagtäglich. 32 Die Del Giocondo – im Louvre zu bewundern. 34 Daran lutschen, darauf ausrutschen. 35 In der grenzenlosen EU sind sie meist arbeitslos. 39 Baslerisch: Militärisch eine Null, kabarettistisch eine Grösse. 40 Horizontal gespiegelter Wandabschluss antiker Bauten. 41 Lautstark wogende Welle ohne Wasser. 42 Er schmückt, teils bedrückt er später auch. 43 Er bleibt nach dem Verkauf sicher übrig. 44 Die Grössenangabe passt zur horizontalen Richtung. 45 Sie hat als Namensvetter einen Gletscher und ein Tal. 46 Das Eigenschaftswort passt zum Spitzensport.

Senkrecht — 1 Die Lady ist nicht so blöd, wie es scheint. 2 Scheinbar paradox: zeitloses Mass, doch mit dem Morgen vergleichbar. 3 Der Name des Bündner Schwyzerörgelspielers erinnert *e bitzeli* an Geld. 4 Womit die Würdigung ins genaue Gegenteil kippt. 5 Herzogliche Herren aus dem Vereinigten Königreich. 6 Aus der Schönheit ergibt sich Irritation. 7 Dasselbe ist für einmal nicht dasselbe. 8 Von Gabun (z.B. mit dem Schiff) nach Westen zu jener Hauptstadt. 9 Auf ihr liegt zum Beispiel 8 senkrecht. 10 Verlässlich: Er hält, was es notfalls zu halten gilt. 14 Erz-engel Gabriel lässt grüssen. 15 Ort für das Horten der Vergangenheit. 17 Goodluck Jonathan ist einer, keine Frage. 18 Städtereisenden wohl bekannt, der Azadi-Turm von dort. 20 Von Robert Altmans *Drei Frauen* suchen wir nur eine: Shelley. 23 Womit Kissen flächig blühen. 24 Geld?, spielt überhaupt keine Rolle, meint er. 25 Blaue, weltberühmte, europäische Keramik: fehlt die Stadt. 27 In den Tiefen entstanden, Zweitname: Schwarzer Granit. 29 Blühende Fantasie: Elfenhandschuh im Volksmund. 31 Anagramm für den Staat, der heute Demokratische Republik Kongo heisst. 33 Aktie aus Sicht des Börsianers. 36 Fehlt aus politischer Sicht bei dei Ticinesi. 37 Beschränkt ist hier nicht der Raum sondern der Mensch. 38 Fraglos eine Wanderern bekannte Verwandte der Ruhe.

© Fritz Müller - Rätselfactory AG

Lösung zum Denkanstoss Nr. 395

M	A	I	D		W	I	R	R		S	P	A	S	S
A	U	R	E	L		N	U	U	K		A	L	T	E
S	T	E	U	E	R	B	E	H	O	E	R	D	E	N
K	O	N	T	O		E	S	E	L		S	I	N	N
	C		U	N	A	R	T		U	B	E	O		
S	A	A	N	E	N		I		M	O	C	A	A	
T	R	U	G		A	B	G	A	B	E		N	F	L
E		S		O	P	I		D	I	S	K	R	E	T
A	C	T	S		A	S	T	R	A		A	E	R	O
K	U	R	E	N		T		E	N	E	R	G	I	E
S	T	I	L	B	L	U	E	T	E		D	E	A	L
	S	A	L	A		M		T	R	A	E	N	E	

Waagrecht — 1 MAID (engl. f. Hausangestellte) 5 WIRR 9 SPASS 14 AUREL 16 NUUK (Hauptstadt Grönlands) 18 ALTE 19 STEUERBEHOERDEN 20 KONTO 21 ESEL 22 SINN 23 UNART (franz. f. un art, eine Kunst) 25 UBE (UNESCO Biosphäre Entlebuch) 27 SAANEN (Violinist Yehudi Menuhin war Ehrenbürger) 29 MOCA (it. f. Mokka) 32 TRUG 33 ABGABE 36 NFL (USA: Naional Football League) 38 OPI 39 DISKRET 41 ACTS (engl. f. Handlungen) 44 ASTRA (lat. f. Sterne) 45 AERO (-Club) 46 KUREN 48 ENERGIE 49 STILBLUETE 50 DEAL 51 SALA (span. für Saal) 52 TRAENE

Senkrecht — 1 MASK (-e) 2 AUTOCAR 3 IREN 4 DEUTUNG INBER (IN BER-lin) 7 RUESTIG 8 RUHE 10 PARSEC (Mass der Entfernung von Fixsternen) 11 ALDI 12 STENO 13 SENN (war Präs. der Generaldirektion der SBG) 15 LEONE 17 KOLUMBIANER 24 ANAPA 26 BOES (-e) 27 STEAKS 28 AUSTRIA (symb. Staatsgestalt in Österreich) 30 ANREGEN 31 ALTOEL 34 BISTUM 35 ADRETT 37 FERIAE (Feste im alten Rom) 40 KARDE (Pflanze) 42 CUTS (von engl. Schmitte, typisch bei Boxern) 43 SELL (engl. f. veräussern, verkaufen) 47 NBA

Lösungswort — **STREITIGKEIT**

EMS
WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit
erfolgreich in den Geschäftsbereichen
Hochleistungspolymere
Spezialchemikalien



Breguet
Depuis 1775

Breguet, créateur. Classique Hora Mundi 5717

Die Classique Hora Mundi lädt auf ihrem fein von Hand guillochierten und lackierten Zifferblatt zu einer Reise durch die Kontinente und Ozeane ein. Sie ist die erste mechanische Uhr mit augenblicklichem Zeitonenwechsel. Dank eines patentierten Systems wechseln die Anzeigen von Datum und Uhrzeit beim Betätigen des Drückers zwischen zwei vorgewählten Zeitonen vor und zurück. Wir schreiben die Geschichte fort...

